

*Dirk Sadowski, Haskala und Lebenswelt. Herz Homberg und die jüdischen deutschen Schulen in Galizien 1782-1806. Göttingen 2010. 437 S.; ISBN: 978-3-525-36990-6; € 59,00 (Schriften des Simon-Dubnow-Instituts, 12).*

Die aus einer Dissertation an der Universität Leipzig hervorgegangene Studie beschäftigt sich mit einem historiographisch und vor allem polemisch viel bearbeiteten Feld, nämlich der Tätigkeit des Moses Mendelssohn-Schülers Herz Homberg (1749-1841) im Dienste der josephischen Bildungsreformen an der Spitze des jüdisch-deutschen Schulsystems in Galizien zwischen 1787 und 1799/1806. Homberg stammte aus einer böhmischen jüdischen Familie; seine Tätigkeit als Schuloberaufseher über die im Zuge der josephischen Reformen seit 1782 in Galizien neu eingerichteten deutschsprachigen Schulen war zeitgenössisch unter den Juden Galiziens heftig umstritten und mündete in heftige öffentliche Konflikte und Petitionen der galizischen Judenschaft um Ablösung des Schulaufsehers. Dabei wurden Homberg über Jahre hinweg auch persönlich als bestechlich, nepotistisch und arrogant angegriffen.

Sadowski bemüht sich darum, das Bild Hombergs von solchen polemischen Verzerrungen zu befreien und darunter den strukturellen Konflikt zwischen traditionellem Judentum, kolonial-autoritärem josephischen Reformstaat und Vertretern der Haskala auch auf der Ebene der jüdischen Lebenswelt offenzulegen. Dabei zeichnet er im ersten Teil den wenig bekannten Lebensweg Hombergs über Hamburg, Berlin, Wien und Triest bis zu seiner Abordnung nach Lemberg nach (37-121) und beschreibt anschließend auf der Basis der Aktenüberlieferung in Wien und Jerusalem den Aufbau des jüdischen Schulwesens in Galizien (121-204). In einem dritten Schritt werden schließlich die religiösen, gewohnheitsrechtlichen und lebensweltlichen Konturen des Konflikts zwischen der Vertretern der galizischen Judenheit und Homberg nachgezeichnet (204-271), die vielfach in einer Auseinandersetzung um begrenzte Erziehungsressourcen und der Unvereinbarkeit zwischen traditionaler Cheder-Ausbildung und neuen deutsch-jüdischen Schulen begründet lagen. In einem letzten Schritt werden dann die erziehungspolitischen und lebensweltlichen Konsequenzen des Konflikts, insbesondere Schulverweigerung von jüdischer Seite, Schulzwang und Sanktionsdiskurs auf Seiten der Behörden und die fehlende Legalisierung zehntausender jüdischer Ehen (für die ein Zeugnis der deutsch-jüdischen Schulen erforderlich war), nachgezeichnet (273-392).

Für diese Themen ist die Studie Sadowskis sehr verdienstvoll, denn er zeichnet erstmals die harten Ursachen des Konflikts zwischen Homberg als Vertreter der Haskala und dem traditionellen galizischen Judentum nach. Dabei verzichtet er konsequent auf eine psychologisierende Deutung Hombergs. Dies ist durchaus sinnvoll, schießt aber an einigen Stellen über das Ziel hinaus, wenn etwa auf eine Erklärung der erheblichen Spannungen zwischen Homberg und den anderen, ebenfalls Haskala-nah eingestellten jüdischen Lemberger Lehrern verzichtet wird (382-387). Auch fehlt eine nuancierte Einschätzung der Persönlichkeit Hombergs.

Sadowski stützt die Darstellung auf eigenen Archivarbeiten, deren Konzeption und archivalische Basis allerdings hinterfragt werden sollte: So wertet er die umfangreichen Lemberger Materialien nur über eine Sekundärüberlieferung, nämlich Mikrofilme in Jerusalem, aus und verzichtet auf eigenen Archivarbeit in Lemberg. Dies ist deshalb problematisch, weil die in Jerusalem verfügbaren Verfilmungen ausschließlich die jüdische Bevölkerung behandeln, während eine Einbettung in die breite galizische Regierungstätigkeit der Jahrzehnte 1772-1806 fehlt. Diese Perspektivverengung hat deutlich negative Konsequenzen für die Darstellung. Da auch der Literaturhorizont Sadowskis zwar die umfangreichen jiddischen und hebräischen, nicht aber polnisch-, ukrainisch- und russischsprachige Veröffentlichungen einschließt, entsteht so eine gewisse Unbalanciertheit der Aussagen. Auch für die kritische Auseinandersetzung mit der „Osteuropäischen Schule“ der jüdischen Historiographie (Majer Balaban, Simon Dubnow, Rafał Mahler), die Homberg zu einem „Apostel der Zwangsaufklärung“ (43) stilisierten, wäre eine Beschäftigung mit deren polnischen und russischen Originaltexten erforderlich gewesen.

Insgesamt führt diese fehlende Kontextualisierung auf einer nicht völlig gesicherten archivalischen Basis dazu, dass manche Fragen offen bleiben. Insgesamt stellt die gut lesbare und mit einem Orts- und Personenregister versehene Darstellung jedoch einen deutlichen Erkenntnisfortschritt für die von der Galizienforschung stiefmütterlich behandelte Epoche zwischen 1772 und 1806 dar.

Hans-Jürgen Bömelburg (Gießen)

*Erasmus Zöckler, Geschichte der evangelischen Diaspora und der deutschen Minderheit in Galizien aus der Sicht Theodor Zöcklers, Bd. 1: Stanislau, Bd. 2: Das Wagnis, Bd. 3: Ein Christ und der Krieg. Der Krieg in Galizien 1914-1919, Bd. 4: Was wird aus Stanislau?, hrsg. vom Hilfskomitee der Galiziendeutschen, 2., überarbeitete Auflage: Martin-Opitz-Bibliothek, Stuttgart, Herne 2010; 173, 265, 243, 250 S., zahlr. Abb.*

In den vier Bänden widmet sich der Autor der Tätigkeit seines Großvaters Theodor Zöckler (1867-1949), der als Seelsorger, Pfarrer, Publizist und Superintendent der evangelischen Kirche Augsburgischen und Helvetischen Bekenntnisses (A. u. H. B.) sowie als Begründer der evangelischen Anstalten in Stanislau (poln. Stanisławów, ukr. heute Ivano-Frankivsk) in die Geschichte Galiziens einging. Es ist das große Verdienst des Autors, sich die Mühe gemacht zu haben, eine Auswahl für die Zusammenstellung seiner Bände aus etwa 5.000 Briefen Theodor Zöcklers an seine Verlobte und spätere Ehefrau Lillie geb. Bredenkamp sowie an seine Freunde und Kollegen getroffen zu haben. Jedem der vier Bände folgt ein Anhang, in dem die von Theodor Zöckler in seinen Briefen angesprochenen Ereignisse oder Probleme, gestützt auf deutschsprachige Autoren, beleuchtet werden. Zahlreiche Photos sowie Abdrucke von Briefen begleiten die Ausführungen Erasmus Zöcklers.

Einen Teil dieser Briefe hat Erasmus Zöckler schon in seinem Buch über seine Großeltern verwendet, das 2004 in Bad Oeynhausen unter dem Titel „Ein Leben für Kinder. Theodor Zöckler und Lillie Zöckler. Das Bethel des Ostens“ erschienen ist und die Geschichte der evangelischen Gemeinde in Stanislau im Besonderen und der evangelischen Diaspora in Galizien im Allgemeinen schildert.

Die 2010 herausgegeben vier Bände stellen eine sehr viel umfangreichere Würdigung der evangelischen Kirche A. u. H. B. in Galizien dar, deren Geschichte anhand zahlreicher Auszüge aus den Briefen Theodor Zöcklers von dem Enkelsohn nachgezeichnet wird. Etwas befremdlich für den Leser ist manchmal die persönliche Zwiesprache zwischen dem Enkelsohn und den Großvater, wobei es sich eigentlich eher um Fragen an den Großvater bzw. Überlegungen des Enkelsohnes handeln. Da es sich bei diesen vier Bänden um keine wissenschaftliche Arbeit, sondern vielmehr um eine dem theologischen und mildtätigen Wirken des Großvaters gewidmete Schrift handelt, ist dies als literarisches Mittel – Erasmus Zöckler bezeichnet dies als Kunstgriff – durchaus angemessen. Sehr von Nachteil für den Leser ist allerdings, dass die von dem Verfasser angeführten, teilweise sehr langen Zitate, nicht immer mit Ort und Datum gekennzeichnet werden und man bei den Einfügungen von Erasmus Zöckler nicht immer erkennt, ob es sich nun um Kommentare bzw. literarische Kunstgriffe des Enkelsohns oder um Zusammenfassungen des Enkelsohns von Überlegungen des Großvaters handelt.

Nicht nur für Historiker ist diese Briefsammlung interessant, sondern auch für evangelische Theologen, die sich sowohl für die Tätigkeit evangelischer Pfarrer in der Diaspora als auch für die Geschichte der Judenmission interessieren. Gerade die Person des vom Judentum zum evangelischen Glauben konvertierten und in Stanislau lebenden Theophilus Lucky, mit dem Zöckler eng befreundet war und lange Diskussionen über die Judenmission führte, wäre ein interessantes Forschungsthema.

Im ersten Band erfahren wir Einzelheiten über die Familie Theodor Zöcklers, seine Studienzeit, seine Verlobungszeit mit Lillie Bredenkamp und die ersten Ehejahre von Lillie und Theodor Zöckler bis 1894. Während seines Studiums der evangelischen Theologie an der Universität Leipzig hatte Theodor Zöckler auch Vorlesungen an dem 1888 von dem Theologen Franz Delitzsch gegründeten Institutum Judaicum besucht, das junge Theologen auf die Missionsarbeit unter den Juden vorbereitete und in dem Hebräisch und Jiddisch zum Studienprogramm zählten. Im Sommer 1890 traf er im Auftrag der dänischen Judenmission in Stanislau ein, um seinen dort wirkenden Freund und Studienkollegen August Wiegand als Judenmissionar abzulösen. Ein Jahr später kehrte er zu seinen Eltern nach Greifswald zurück, um sich dort in Ruhe auf sein zweites theologisches Examen vorbereiten und seine Lizentiatsarbeit verfassen zu können. Nachdem er im Januar 1892 sein Examen bestanden und sich mit Lillie Bredenkamp verlobt hatte, ging Zöckler im März 1892 nun als Prediger nach Stanislau, wo er sich mehr der evangelischen Gemeinde als seiner Tätigkeit als Judenmissionar widmete, da es an Seelsorgern mangelte. Im Februar 1893 verließ er Stanislau vorübergehend, um im März in Greifswald seine Verlobte Lillie heiraten zu können. Gemeinsam mit seiner jungen Ehefrau kehrte er

im Mai 1893 nach Stanislau zurück, wo am 27. März 1894 das erste Kind, der Sohn Paul Ludwig Zöckler, zur Welt kam.

Im zweiten Band, der die Zeit bis 1911 umfasst, stützt sich Erasmus Zöckler auf zahlreiche Briefe seines Großvaters, aus denen er längere Passagen zitiert, die einen näheren Einblick in das Leben der evangelischen Gemeinde in Stanislau gewähren und auch die Eindrücke, die Theodor Zöckler auf seinen zahlreichen Reisen gesammelt hat, wiedergeben. Des Weiteren zitiert der Autor auch immer wieder aus Artikeln, die Theodor Zöckler über die evangelische Diasporaarbeit verfasst hat. Zu Beginn erfährt man Näheres über das 1896 gegründete Evangelische Kinderheim und dessen Entwicklung, über das Zöckler regelmäßig Rechenschaftsberichte verfasste. Ebenfalls über die 1897 gegründete Evangelische Volksschule, die auch von katholischen und jüdischen Kindern besucht wurde, wird berichtet. Erasmus Zöckler zollt auch seiner Großmutter Lillie, die ihr Vermögen für die Errichtung der Gebäude zur Verfügung stellte, großen Respekt für ihre Mitwirkung bei der Entstehung der Stanislaauer Anstalten und zitiert auch aus ihren Briefen. In diesem Band, der mit zahlreichen Abbildungen illustriert ist, erfährt man viel über die Armut der verstreut in den Dörfern lebenden evangelischen Familien, die Pfarrer Zöckler bei seinen Inspektionsreisen kennenlernte. Weitere Abschnitte des Bandes widmen sich der Tätigkeit des galizischen Gustav-Adolf-Vereins, dem 1901 11.833 Mitglieder (Bd. 2, S. 51) angehörten, dem Problem der Auswanderung der Deutschen aus Galizien, der Erhaltung der evangelischen Kolonien sowie der Gründung des Kandidatenseminars und des Kinderkrankenhauses in Stanislau. In diesem Band kommen auch Bewohner und Mitarbeiter der Zöcklerschen Anstalten zu Wort, die über den Tagesablauf sowie über ihre Inspektionsreisen in Galizien und ihre in dieser Zeit gewonnenen Eindrücke berichten.

Der dritte Band befasst sich mit dem Ersten Weltkrieg in Galizien und basiert zum großen Teil auf Auszügen aus den Tagebüchern Theodor Zöcklers, in denen er in Einzelheiten die erste Flucht (1914) eines großen Teils der evangelischen Gemeindemitglieder aus Stanislau vor der russischen Armee und ihre Zuflucht und Aufnahme im oberösterreichischen Gallneukirchen schildert. Von Gallneukirchen aus organisierte Zöckler im Februar 1915 eine Hilfsexpedition für die Glaubensgenossen in Galizien und führte als Leiter die Expedition an. Auch andere evangelische Gemeindemitglieder und Pfarrer kommen hier zu Wort und schildern ihre Eindrücke aus dem vom Krieg zerstörten Land. Als im Juni 1915 das durch die Kampfhandlungen zum Teil zerstörte Stanislau befreit wurde, konnte Theodor Zöckler mit dem Wiederaufbau und der Reorganisation der evangelischen Anstalten beginnen. Auch das folgende Kriegsjahr 1916 und die Flüchtlingsströme, die nach Stanislau gelangten, die Zerstörungen der Dörfer und Städte und das Leiden der Bevölkerung beschreibt Zöckler eindringlich in seinen Tagebüchern. Auch Lillie Zöcklers Brief über die dritte Flucht aus Galizien mit einer großen Kinderschar erneut nach Gallneukirchen werden hier herangezogen. In weiteren Briefen macht sich Zöckler Gedanken über die Lage der Deutschen in Galizien, die politische und militärische Lage in Deutschland sowie nach der Beendigung des Krieges über die im Anschluss daran stattfindenden Kämpfe zwischen Polen und Ukrainern, die bis 1919 anhielten.

Der vierte Band umfasst die Zeit in Stanislau von 1920 bis zur Umsiedlung der Galiziendeutschen 1939/40. Im Vergleich zu den ersten drei Bänden, wird die Tätigkeit Theodor Zöcklers im polnischen Staat äußerst komprimiert dargestellt. Erasmus Zöckler geht in diesem Band auch auf den zunehmenden Einfluss der nationalsozialistischen Ideologie auf die Deutschen in Galizien ein, die insbesondere durch die massive Agitation der Jungdeutschen Partei in den deutschen Kolonien Verbreitung fand. Theodor Zöckler, der selbst der Bekennenden Kirche nahe stand, war dem Nationalsozialismus gegenüber kritisch eingestellt, was er auch in dem von ihm herausgegebenen Evangelischen Gemeindeblatt deutlich machte. Wie sehr er das antisemitische Gedankengut der Deutschen Christen verurteilte, zeigt einer seiner Briefe aus dem Jahr 1933 an seinen Freund Wiegand. Darin hebt er hervor, dass er das Beste seinen Universitätslehrern Hermann Cremer und Friedrich Delitzsch verdanke, „in deren Adern jüdisches Blut floss“, dass er zu seinen „teuersten Freunden“ Juden zählte und auch in der evangelischen Schule in Stanislau evangelische Lehrkräfte jüdischer Herkunft unterrichten würden. (Bd. 4, S. 151). Zahlreiche evangelische Pfarrer in Galizien standen dagegen den Deutschen Christen näher und setzten sich in ihren Beiträgen für das „Ostdeutsche Volksblatt“ mit Begeisterung für Hitler und den Nationalsozialismus ein. Gerade über diese unterschiedliche Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus und über die zunehmenden Spannungen zwischen Deutschland und Polen, die natürlich große Auswirkungen auf die Tätigkeit Zöcklers haben musste, hätte man gerne noch mehr aus den Briefen Theodor Zöcklers erfahren.

Diejenigen Galiziendeutschen, die die nationalsozialistische Ideologie verinnerlicht hatten, müssen sehr entsetzt gewesen sein, als sie nach der Umsiedlung 1939/40 zunächst mehrere Monate in Auffanglagern leben mussten, wo sie einer rassistischen Überprüfung unterzogen und in vier Klassifizierungsgruppen eingeteilt wurden. Erst danach wurden die „ansiedlungswürdigen“ Personen im „Warthegau“ auf den Bauernhöfen der kurz zuvor vertriebenen polnischen Bauern angesiedelt. Theodor Zöckler und seine Familie fanden in Lissa bei ihrem Schwiegersohn, dem Pfarrer Wolfgang Bickerich und ihrer Tochter Lotti, eine neue Bleibe. Erst im September 1943 erhielten Theodor und Lillie Zöckler die Erlaubnis, Stanislau zu besuchen, wo nur noch wenige einheimische Deutsche lebten. Das evangelische Pfarrhaus wurde inzwischen von zehn ukrainischen Familien bewohnt. Andere Gebäude wurden für die Ausbildung von Schwestern der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) hergerichtet und dabei Motive und Sprüche religiösen Inhalts an den Wänden übertüncht, was Theodor Zöckler seinen Kindern in einem Brief traurig mitteilte. Diese in Stanislau gesammelten Eindrücke von der deutschen Gewaltherrschaft in Galizien und die Vernichtung der Juden dürften ihn wohl schon 1943 davon überzeugt haben, dass eine Rückkehr für die evangelischen Deutschen nach Stanislau für immer unmöglich geworden war.

Es wäre sehr wünschenswert, wenn die Originalbriefe Theodor Zöcklers, die den gesamten Zeitraum seines 50-jährigen Wirkens in Galizien von seiner Ankunft in Stanislau im Jahre 1891 bis zur Umsiedlung der Galiziendeutschen 1939/40 sowie die Jahre der seelsorgerischen Betreuung der Galiziendeutschen von Lissa und von Stade aus bis zu seinem Tod im Jahre 1949 darstellen, den

Forschern zugänglich gemacht würden, da es sich bei dieser Briefsammlung um eine außerordentlich seltene Quelle zur Geschichte der Galiziendeutschen in diesen von mehreren Umbrüchen gekennzeichneten Zeiten handelt. In Ergänzung mit den im Staatsarchiv in Przemyśl erhaltenen Kirchenakten des mittleren galizischen Seniorats könnten eine bzw. mehrere Forschungsarbeiten entstehen. Auch wäre es notwendig, die entsprechenden Akten des evangelischen Kirchenarchivs in Wien einzusehen. Und vielleicht gelingt es doch noch in Zukunft, die verschollenen Akten des östlichen und des westlichen Seniorats zu finden, auf die Professor Erich Müller im Anhang des ersten Bandes hinweist.

Isabel Röskau-Rydel (Krakau)

*Christoph Mick: Kriegserfahrungen in einer multiethnischen Stadt: Lemberg 1914-1947, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2010 (Deutsches Historisches Institut Warschau Quellen und Studien, Bd. 22), 632 S., ISBN 978-3-447-06193-3, EUR 49,90*

In Geduld mussten sich all jene fassen, die auf Christoph Micks Studie der Geschichte Lembergs zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg gewartet haben. Belohnt werden sie dafür nun mit einer imposanten Arbeit, die untersucht, wie die Bewohner Lembergs ihre multiplen Konfrontationen mit den bewaffneten Konflikten verarbeiteten, die ihre Stadt zwischen 1914 und 1947 gleich mehrfach heimsuchten.

Dieser Ansatz ist freilich derart ehrgeizig, dass Micks Buch im Grunde gleich mehrere Bücher enthält, denn er berücksichtigt nicht nur die größten Bevölkerungsgruppen (Polen, Juden und Ruthenen/Ukrainer), sondern behandelt auch die jeweiligen Herren der Stadt (Damen spielen hier insgesamt eine kleinere Rolle (z.B. S. 82, 358)), also zunächst von den habsburgischen Autoritäten am Vorabend des Ersten Weltkriegs bis zu den polnischen Behörden, die erst 1918/19 nach einer blutigen Auseinandersetzung mit den Ukrainern für die Dauer der Zwischenkriegszeit etabliert werden konnten, und dann von den sowjetischen Besatzern der Jahre 1939 bis 1941 über die deutschen zwischen 1941 und 1944 bis hin zu den wiederum sowjetisch-ukrainischen Machthabern, die ihre Position ab 1944/45 nicht ohne Mühe festigten.

Auf einen einzigen methodischen Ansatz will (und kann) Mick sich dabei nicht festlegen. Er nutzt vielmehr Erkenntnisse der Erinnerungs-, Stadt- und Nationalismusforschung sowie der Sozial- und Kulturgeschichte des Krieges und kombiniert all dies mit einer erfahrungsgeschichtlichen Herangehensweise. Sein Ziel ist es, am Beispiel Lembergs den Zusammenhang von Krieg, Nationsbildung und der Brutalisierung ethnischer Konflikte zu erhellen (S. 2). Der als Klammer fungierende Erfahrungsbegriff war Gegenstand eines von der DFG geförderten Sonderforschungsbereichs („Kriegserfahrungen, Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“) an der Universität Tübingen, aus dem das rezensierte Werk einen beträchtlichen Teil seiner Inspiration bezieht und der inzwischen eine ganze Reihe von Publikationen mit recht unterschiedlichen Ansatz-

und Schwerpunkten hervorgebracht hat<sup>1</sup>. Mick sieht eine der größten Stärken des von ihm relativ knapp resümierten und problematisierten Erfahrungsbegriffs in dessen Potenzial, „festgefahrene historische Fronten aufbrechen zu können, die aus inkompatiblen Erfahrungen, ihrer Verarbeitung, Tradierung und Erinnerung resultieren“ (S. 3-8, hier S. 3) und in der Möglichkeit, einander widersprechende Wirklichkeitskonstruktionen nebeneinander gelten bzw. ineinandergreifen zu lassen. Da Mick – dankenswerterweise – nicht darauf verzichtet, diese Konstruktionen „auf ihre Referenz zu überprüfaren Fakten zu untersuchen“ (S. 8), präsentiert er dem Leser nachfolgend gleichsam ein Panoptikum nicht nur aller Arten von konkreter Kriegserfahrung, die die Lembergerinnen und Lemberger über sich ergehen lassen mussten, also Bombenabwürfe, Besatzung, Häuserkämpfe, Evakuierung, Flucht, Vergewaltigungen und nicht zuletzt Pogrome und Holocaust, sondern auch der Kriegswahrnehmungen aus den unterschiedlichen Perspektiven der oben genannten Gruppen. Seine Darstellung kreist dabei wesentlich um die „Herrschaftswechsel“, von denen die Stadt im behandelten Zeitraum kriegsbedingt sieben an der Zahl erlebte, mit jeweils unterschiedlichen Auswirkungen. Mick schöpft dabei nicht nur aus einem großen Fundus an Forschungsliteratur, sondern stützt sich auch auf eine breite Primärquellenbasis, die er aus Archiven in fünf Ländern zusammengetragen hat. Angesichts eines solchen Forschungsaufwands dürften Defizite hier kaum auszumachen sein; eher wäre im Gegenteil anzumerken, dass sich der eine oder andere Beleg eventuell leichter in der Sekundärliteratur hätte finden lassen (z.B. S. 86, Anm. 92). Auffällig, wenn auch sicher keiner Nachlässigkeit des akribisch arbeitenden Autors, sondern dem verfügbaren Quellenbestand geschuldet, ist das vergleichsweise kurze Verzeichnis publizierter Memoiren und Tagebücher (S. 584 f.), einer Quellengattung also, von der vielleicht in besonderem Maße Aufschluss über die „Verarbeitung“ von Kriegserfahrungen zu erwarten gewesen wäre.

In der praktischen Umsetzung seines Vorhabens widmet Mick ein gutes Drittel seiner Mühen dem Ersten Weltkrieg und seinem polnisch-ukrainischen Folgekonflikt, bevor er Lemberg als Stadt unter den Gegebenheiten der Zweiten Polnischen Republik in einem etwas statistiklastig geratenen Teil neu vermisst. Erst danach erprobt er in größerem Umfang sein eigentliches erfahrungsgeschichtliches Konzept, indem er „Erinnerungskonkurrenzen“ nachgeht und „Erfahrungsräume“ auslotet (S. 317 ff.). Die Zwischenkriegszeit dauerte lange genug und bot hinreichend stabile Bedingungen, um Lembergern aller ethnisch-nationalen Zugehörigkeiten solche Auseinandersetzungen zu gestatten. Ausgangspunkt für Micks Analyse ist dabei der November 1918, der für alle großen ethnischen Gruppen der Stadt zum zentralen Bezugspunkt wurde: Die Polen wollten ihn mit ihrem eigenen Beitrag zur staatlichen Unabhängigkeit Polens und dem dazu erforderlichen Sieg über die Ukrainer assoziiert wissen, was letztere förmlich zwang, sich in einen eigenen, abgegrenzten Erinnerungsraum zurückzuziehen. Ähnliches galt, wenn auch aus anderen Gründen, für die Juden, die in den letzten Tagen des Jahres 1918 Opfer eines Pogroms wurden, das keine Sympathien für den neuen polnischen

---

<sup>1</sup> Zuletzt: Julia Eichenberg: Kämpfen für Frieden und Fürsorge. Polnische Veteranen des Ersten Weltkriegs und ihre internationalen Kontakte, 1918-1939, München 2011 (= Studien zur internationalen Geschichte, hrsg. von Wilfried Loth u.a., Bd. 27).

Staat wecken konnte. Letztlich ebenfalls um die Deutungshoheit über den polnisch-ukrainischen Krieg kreisten die zunehmend institutionalisierte „Geschichtskultur und Memorialtopographie“ (S. 353 ff.), der politische Totenkult um die „Verteidiger Lembergs“ (S. 360 ff.) sowie die entsprechenden Feste und die Gedenkpraxis (S. 382 ff.). Mick illustriert so überzeugend seinen Grundgedanken eines Nebeneinanders verschiedener „Wirklichkeitskonstruktionen“; eine Interaktion ist hingegen nur selten zu erkennen, sofern man diese nicht schon im Akt der symbolischen Abgrenzung selbst erblicken will. Im unmittelbaren Vorfeld des Zweiten Weltkrieges schlossen polnische Komitees, die zur Vorbereitung entsprechender Feierlichkeiten eingesetzt waren, Vertreter der nichtpolnischen Volksgruppen nicht mehr nur symbolisch, sondern tatsächlich aus ihrem Verbund aus (S. 403).

Der hieran anschließende Teil zum Zweiten Weltkrieg betont wieder stärker konkretes Kriegs- und Besatzungserleben, zu dem freilich als besonderer Faktor der Holocaust und seine Wahrnehmung durch die verschiedenen Gruppen tritt (S. 517 ff.). Die Verarbeitung dieser Zeit zu „Kriegserfahrungen“ wird dann vergleichsweise kurz geschildert und geht schon in das Schlusskapitel über. Mick räumt dabei gewisse Schwierigkeiten ein, den „Bogen zu schlagen von den Erinnerungskonflikten der Zwischenkriegszeit zur Erinnerung an Terror, Völkermord, Flucht und Vertreibung“ (S. 576), denn allzu unterschiedlich waren die neuen Bedingungen unter sowjetischer und deutscher Besatzung, die fast vollständige Vernichtung der Lemberger Juden und die dem sowjetischen Durchmarsch folgende Eingliederung Lembergs in die ukrainische Sowjetrepublik. Die einigende Klammer sieht er letztlich darin, dass sowohl nach 1918 als auch nach 1945 die verschiedenen Interpretationen des jeweils vorangegangenen Geschehens nicht weiter hätten auseinanderklaffen können (S. 577). Ob die so verstandene Erfahrungsgeschichte helfen kann, diese Widersprüchlichkeiten wenigstens für gegenwärtige polnische, ukrainische und jüdische Betrachter aufzulösen, wird sich erweisen müssen. Die Vorarbeit, die Christoph Mick dazu geleistet hat, verdient jedenfalls viele Leser.

Pascal Trees (Bonn)

*Agnieszka Szczepaniak-Kroll: Tożsamość poznańskich rodzin pochodzenia niemieckiego. Losy Bajerleńców i Dittrichów (XVIII-XX w.), Poznań: Wydawnictwo Poznańskie 2010. 338 S. (= Wielkopolska. Historia – Społeczeństwo – Kultura; 32). ISBN: 978-83-7177-769-1*

Der deutsche Anteil an der Geschichte der Stadt ist im heutigen Posen mit Ausnahme der Stein gewordenen Zeugen imperialen Agierens des 19. Jahrhundert und der folkloristisch aufbereiteten Traditionen der *bambrzy* kaum wirklich präsent. Ganz anders als etwa in Breslau fehlen weitgehend Hinweise auf das deutsche (und jüdische) Bürgertum der Neuzeit, die verschwundenen Friedhöfe oder Denkmäler. Andere Elemente wurden nach 1919 einer breiten Polonisierung des Geschichtsbildes unterzogen oder in der historiographischen Aufbereitung vereinfacht oder gar verfälscht präsentiert.



Umso verdienstvoller ist es, dass die Posener Anthropologin Agnieszka Szczepaniak-Kroll die Entwicklungslinien zweier Familien deutscher Herkunft aufbereitet hat, die in ganz unterschiedliche Richtungen verlaufen sind. Das Buch, das aus einer Dissertation bei der vor einiger Zeit verstorbenen „Bamberger“-Forscherin Maria Paradowska hervorgegangen ist, untersucht die Schicksale der Familien Bajerlein und Dittrich zwischen dem 18. und dem 20. Jahrhundert.

Erstgenannte zählte zu den aus der Region Bamberg stammenden katholischen Familien, die sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Großpolen niederließen und sich im Laufe der Jahre vollständig polonisierten, letztgenannte kamen aus Bayrisch-Schwaben über Schlesien nach Posen, entwickelten im 19. Jahrhundert auf der Grundlage ihres evangelischen Glaubens eine dezidiert deutsche Nationalität und verließen die Stadt nach 1919.

Die Autorin geht in ihrem Werk der Frage nach, welche Faktoren zu dieser unterschiedlichen Entwicklung führten, wann die politischen Umstände die Herausbildung nationaler Beziehungen zwischen Polen und Deutschen begünstigten bzw. welchen Einfluss überhaupt die deutschstämmigen Familien auf die Kultur der Region Posen ausübten. Methodisch betrachtet befasst sich Szczepaniak-Kroll mit neuen Erkenntnissen der Debatten um Identitäten sowie mit Fragen der Ethno- und Alltagsgeschichte. Sie versteht ihre Fragestellung als holistisch im Sinne des Kulturanthropologen Frank Robert Vivaldo und bezieht dabei unter anderem sowohl im Zuge von Interviews mit Nachkommen der Familien erworbenes Wissen als auch die in Polen immer noch sehr gebräuchliche, wenngleich nicht ganz unumstrittene retrogressive Methode mit ein. Die kritische Lektüre von Autobiographien einzelner Protagonisten erweiterte das Spektrum deutlich. Ein wichtiger Fund dabei war der erste Band der ungedruckten Autobiographie Wilhelm Dittrichs über das deutsche Leben in Posen an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, der sich unbedingt für eine Publikation eignen würde.

Zu Recht weist die Verf. darauf hin, dass eine umfassende Geschichte der Deutschen in Großpolen mit all ihren gesellschaftlichen Konnotationen bis zum heutigen Tage nicht verfasst worden ist. Während sich die polnische Forschung auf einige Aspekte der politischen Geschichte beschränkte, sind die älteren deutschen Arbeiten durch ein hohes Maß an Tendenziosität geprägt.

Das Buch ist in vier Kapitel gegliedert. Das erste befasst sich allgemein mit der Rolle der Familie im Prozess der Herausbildung von Identitäten vor dem Hintergrund der Entwicklung in Großpolen. Das zweite skizziert die Phasen der Ansiedlung deutscher Familien in der Region, während die beiden folgenden Hauptkapitel jeweils den Familien Bajerlein und Dittrich gewidmet sind. Szczepaniak-Kroll kommt schließlich zu dem Ergebnis, dass Religion, familiäre Erziehung, der Kreis der Freunde und Bekannten, Wohnort und Art der ausgeübten Tätigkeit über die Bewahrung der nationalen Identität der Posener Deutschen entschieden, wohingegen der von oben gesteuerte deutsch-polnische Nationalismus nicht immer Rückschlüsse auf die tatsächlichen Lebenssituationen im Alltag zuließ. Eine emotionale Aneignung der Region im Sinne eines wie auch immer verstandenen Heimatbegriffs fand dabei unabhängig von den nationalen Präferenzen statt.

Die Stärke der vorliegenden Publikation liegt zweifellos in ihrem auf solider methodischer Grundlage basierenden mikrohistorisch-ethnologischen Ansatz, durch den es gelingt, die beiden Familiengeschichte minutiös zu rekonstruieren. Ob die Interpretationsmuster allerdings geeignet sind, die großen Frage von Assimilation, Akkulturation oder nationaler Separierung endgültig zu beantworten, muss dagegen bezweifelt werden. Die Lebensumstände der Familien im „kritischen“ 19., aber auch im 20. Jahrhundert erschließen sich vor allem auf der Grundlage der Auswertung von Ego-Dokumenten oder Interviews mit Nachkommen. Daraus mag zu entnehmen sein, dass sich die Dittrichs im Kontext der deutschen Gemeinschaft bewegten, gleichzeitig aber auch, wenngleich sporadische, Kontakte mit polnischen Nachbarn pflegten. Wenn die Verf. bestimmte Ähnlichkeiten des Verhaltens wie gemeinsame Werte und Verhaltensweisen wie Fleiß und Sparsamkeit jenem mysteriösen Ethos der Großpolen zuzuschreiben versucht (S. 266), wie es vor einigen Jahren schon Witold Molik versucht hat, erliegt sie nachträglichen Konstruktionen und Zuschreibungen, die sich sicherlich nicht wissenschaftlich verifizieren lassen, sondern lediglich ein identitätsstiftendes Element im Sinne einer großpolnischen Meistererzählung darstellen. Die „preußische Mentalität“ auch der polnischen Bevölkerung der damaligen Provinz Posen funktioniert sicherlich bis heute als regionaler Erinnerungsort zur Abgrenzung gegenüber anderen Landesteilen, wartet im Grunde genommen aber lediglich auf ihre endgültige Dekonstruktion. Der Identitätsbegriff wird vielleicht auch zu statisch verwendet, um den komplizierten Realitäten des Alltagslebens gerecht zu werden. Nichtsdestotrotz zeigt die Arbeit, dass auch polnische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in der Region längst zu erkennen begonnen haben, dass dem deutschen Anteil an der Geschichte ein größerer Platz zusteht als bisher.

Markus Krzoska (Gießen)

*Martin Pollack, Kaiser von Amerika. Die große Flucht aus Galizien, Wien: Paul Zsolnay Verlag 2010, 284 S., zahlr. Abb.; ISBN: 978-3-552-05514-8, € 19,90.*

Der Schriftsteller Martin Pollack, dessen besonderes Interesse Galizien gilt, hat mit seinem Buch ein Thema aufgegriffen, das in der Publizistik bis jetzt nur selten Berücksichtigung gefunden hat. Dass es sich bei dem Thema der Auswanderung aus Galizien um ein neues Thema handele, das mit der romantischen Verklärung Galiziens aufräume, wie manche Zeitungsrezension glauben machen will, zeigt deutlich, dass die Fachliteratur zu diesem Thema, die von einer Mythologisierung Galiziens weit entfernt ist, nur wenig Beachtung findet. So liegen einige neuere Studien zur Auswanderung aus Österreich vom 19. bis 20. Jahrhundert nach Nord- und Südamerika vor. Dazu zählen auch Studien, die sich mit der Auswanderung in ausgewählten Regionen, wie etwa dem Burgenland und dem Salzkammergut befassen, was deutlich macht, dass nicht nur die peripher gelegenen Gebiete der Habsburgermonarchie von der Auswanderungsbewegung um die Jahrhundertwende erfasst wurden, sondern ganz unterschiedliche Regionen und selbst die Kernländer der Habsburgermonarchie.

Es sollte daher darauf hingewiesen werden, dass schon 1991 der österreichische Historiker Klaus Hödl eine Studie unter dem Titel „Vom Shtetl an die Lower East Side“. Galizische Juden in New York“ über die Auswanderung galizischer Juden nach Amerika herausgegeben hat und diese Auswanderungsbewegung im ersten Teil auch mit den Auswanderungsbewegungen unter den Polen und Ruthenen (Ukrainern), die ebenfalls aus wirtschaftlichen Gründen Galizien verließen, verglichen hat. 1994 gab er ein weiteres Buch unter dem Titel „Als Bettler in die Leopoldstadt. Galizische Juden auf dem Weg nach Wien“, in dem er im ersten Teil seines Buches (S. 1-128) ausführlich auf die Gründe für die Auswanderungsbewegung und die Armut unter der jüdischen Bevölkerung in Galizien eingeht, bevor er sich der Integration und Assimilation der galizischen Juden in Wien widmet.

Martin Pollack spart diese parallel stattfindende Auswanderungsbewegung nach Wien aus und konzentriert sich auf die Auswanderer, die über die an der Grenze zu Preußen gelegenen Stadt Oświęcim (Auschwitz), nach Bremen und Hamburg gelangen wollten, um von dort aus weiter nach Amerika zu reisen. Als größte Stadt an der österreichisch-preußischen Grenze und als wichtiger Verkehrsknotenpunkt mit Eisenbahnanschluss war Auschwitz als Sammelpunkt und Schleuse für die Auswanderung nach Amerika über die Nordsee der einzige denkbare Ort, an dem solche Auswanderungsströme weitergeleitet werden konnten. Nur den wenig mit den damaligen Grenzen vertrauten Rezensenten mag dies vielleicht merkwürdig anmuten.

Der Autor stützt sich bei der Beschreibung dieser Auswanderungsbewegung vornehmlich auf Zeitungen und Zeitschriften der Jahrhundertwende sowie auf Materialien aus dem Staatsarchiv in Krakau, wie er in seinem Nachwort betont. Als einzige Publikation, auf die er häufig zurückgegriffen habe, wie er betont, nennt er in seinem Nachwort ein im Jahre 2003 erschienenes Buch des Krakauer Rechtshistorikers Grzegorz Maria Kowalski, der im Staatsarchiv in Krakau Materialien über die im Zusammenhang mit der Auswanderung von Polen stattgefundenen Straftaten aus den Jahren 1897-1918 untersucht hatte. Darüber hinaus hatte Martin Pollack auch Zugang zu privaten Sammlungen einer Auswandererfamilie in den USA. Im Text selbst weist der Autor auch bisweilen auf verschiedene zeitgenössische polnische Publikationen hin.

Am Beispiel dieser verschiedenen Materialien zeichnet der Autor ein sehr lebendiges Bild des mühsamen Weges von Auswanderern unterschiedlicher ethnischer und konfessioneller Zugehörigkeit nach, die häufig von Auswanderungsagenten übervorteilt wurden. Dass sich die Agenten ein lukratives Geschäft versprachen, dürfte wohl niemanden verwundern, auch nicht, dass nicht nur christliche, sondern ebenfalls jüdische Agenten versuchten, möglichst viel Kapital aus den häufig ungebildeten und meist des Lesens und Schreibens unkundigen Auswanderern zu schlagen. In seinem Buch stützt sich der Autor auch häufig auf Prozessberichte über Amtsüberschreitung oder Vorteilsnahme, in denen Angeklagte, Verteidiger, Anwälte, Richter und Staatsanwälte zu Wort kommen. Je nach Quellenlage gelingt es dem Autor, die Schicksale mancher Auswanderer eindrücklich nachzuzeichnen. Auch der damals florierende Mädchenhandel, insbesondere mit jüdischen Mädchen, die nach Übersee geschickt wurden, ohne von ihrem vorbestimmten Schicksal zu wissen, wird von ihm thematisiert.

Insgesamt lesen sich die einzelnen Geschichten recht gut, die ein anschauliches Bild der negativen Begleiterscheinungen und Folgen von Auswanderungsbewegungen nachzeichnen. Manchmal würde man sich allerdings Hinweise auf die verwendeten Quellen oder Literatur wünschen, um sich über die eine oder andere im Buch gemachte Angabe näher informieren zu können. Aber da es sich bei diesem Buch nicht um eine wissenschaftliche Studie, sondern um einen publizistischen Text handelt, darf man wahrscheinlich auch keine so strengen Kriterien ansetzen. Warum allerdings die im Buch abgebildeten Photos keinerlei Bildunterschriften haben, bleibt für den Leser unergründlich. Wenn selbst dem Autor oder Verlag nicht klar gewesen ist, wen oder was die Bilder darstellen, wäre es wohl besser gewesen, ganz auf die Bilder zu verzichten.

Isabel Röskau-Rydel (Krakau)

*Błażej Białkowski: Utopie einer besseren Tyrannis. Deutsche Historiker an der Reichsuniversität Posen (1941-1945). Paderborn: Schöningh 2011. 403 S. ISBN: 978-3-506-77167-4.*

Błażej Białkowski nimmt in seiner 2009 an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder) abgeschlossenen Dissertation vier Historiker in den Blick, die in unterschiedlicher Intensität an der 1941 in Posen gegründeten Reichsuniversität (RU) gewirkt haben: Reinhard Wittram (1902-1973; 1941-1945 Ordinarius für Neuere und Neueste Geschichte mit besonderer Berücksichtigung Osteuropas sowie Dekan der Philosophischen Fakultät), Leonid Arbusow jun. (1882-1951; 1941-1945 Ordinarius für Mittlere und Neuere Geschichte und Historische Hilfswissenschaften), Werner Conze (1910-1986; 1943-1945 Dozent bzw. außerordentlicher Professor für Agrar- und Siedlungsgeschichte) sowie Herbert Ludat (1910-1993, 1944 kurzfristig Dozent). Białkowskis Erkenntnisinteresse geht weit über die klassische Biografie und Werkanalyse hinaus. Er beruft sich vielmehr auf Heinz Dieter Kittsteiners Einschätzung, dass die Affinität zum Nationalsozialismus für die Forschung interessanter sei als der Nationalsozialismus selbst (S. 14). Insbesondere interessieren den Autor erstens „der Modus Vivendi zwischen propagandistisch-symbolischer Machtinszenierung und der Realgestalt eines nationalsozialistischen Ordnungsgefüges“, zweitens Tiefe und Ausprägung der „diskursiven Praxisformen“ an der RU und drittens die Nachwirkungen der (Posener) Kriegsjahre auf Leben und Werk von Conze, Ludat und Wittram, mithin also auch deren eigene Aufarbeitung ihrer Tätigkeit vor 1945 (S. 17 f.). Wittram, der sich, aus Riga kommend, seit Herbst 1939 in Posen aufhielt und dort für die in Planung befindliche deutsche Universität als Beauftragter für die deutschbaltische Dozentschaft tätig war, ist als eine der einflussreichsten Lehrkräfte der RU die mit Abstand am ausführlichsten behandelte Persönlichkeit.

Bevor Wittram und dessen drei Kollegen hinsichtlich ihres Wirkens in Posen analysiert werden, setzt sich Białkowski mit der institutionellen und geistigen Vorgeschichte der RU (Kapitel I) sowie mit ihrer Entstehungsgeschichte 1939-1941 (Kapitel II) auseinander. Der erste Abschnitt von Kapitel I

zum Modell „Reichsuniversität“<sup>2</sup>, das zwischen 1871 und 1939 mehrere ganz unterschiedliche Bedeutungsebenen umfasste, ist außerordentlich lehrreich und für den weiteren Verlauf der Arbeit von großer Relevanz, während sein zweiter Teil zu den Universitätsdebatten in der Provinz Posen bis 1918 auch in deutlich kürzerer Form seinen Zweck erfüllt hätte. Das dritte Unterkapitel zur „negativen Interaktion“ zwischen deutscher und polnischer Geschichtswissenschaft zwischen 1918 und 1939 hat für die Genese der RU eine deutlich höhere Relevanz. Kapitel II bietet dann nicht etwa eine an Verwaltungsabläufen orientierte Institutionengeschichte. Białkowski möchte vielmehr „eine typologisierende Analyse des Habitus des deutschen Wissenschaftlers an der aus der Totalität des Krieges heraus entstandenen Universität“ (S. 94) entwerfen. Es gelingt ihm, die Charakteristika der Philosophischen Fakultät als wichtigster Trägerin des nationalsozialistischen Umgestaltungswillens in der Hochschulpolitik ebenso herauszuarbeiten wie die zueinander bisweilen konträren Interessen und Zielvorgaben der unterschiedlichen Verwaltungs- und Politikebenen – dies ist natürlich keine neue Erkenntnis und betraf zahlreiche Vorgänge im NS-Staat, wurde aber in den bisher zur RU erschienenen Monografien nur oberflächlich abgehandelt.<sup>3</sup>

Eine faktenorientierte, chronologische Einführung in die Geschichte der RU hätte Białkowski zur besseren Orientierung dennoch einflechten sollen, seine Hinweise zu Personal und Verwaltungsabläufe sind doch etwas zu sehr über den Text verstreut. Als unverzichtbar erweist sich deshalb das Personenregister, wo allerdings, wie auch in Literaturliste, Anmerkungsapparat und bisweilen sogar im Fließtext, die Vornamen nur als Initialen erscheinen – dies ist ein seltsamer Brauch, der nicht zuletzt in der von dem Autor so heftig kritisierten marxistischen Historiografie weit verbreitet war. Um in den bisweilen sehr ins Detail gehenden Ausführungen nicht den Überblick zu verlieren, sei ab und zu ein Blick in eine in dieser Hinsicht recht nützliche weitere Neuerscheinung<sup>4</sup> zur RU empfohlen, die im Literaturverzeichnis zwar aufgeführt ist, aber für die Darstellung nicht mehr berücksichtigt werden konnte.

In dem dritten und vierten der fünf Hauptkapitel wendet sich Białkowski dann seinen Hauptpersonen zu. In Kapitel III ist jedem der vier Historiker ein eigener Abschnitt gewidmet, für die der Autor insbesondere deren wissenschaftliches Werk sowie die in stattlichem Umfang vorliegende Forschungsliteratur zur Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus zu Rate zieht. Zwar waren Conze und Ludat nur sporadisch an der RU tätig, doch in ein von Wittram geleitetes Kommunikationsnetzwerk eingebunden und somit für die inhaltliche Ausgestaltung der RU von Bedeutung. Als Ergebnis seiner sorgfältigen Abwägung charakterisiert Białkowski Wittram, dessen

---

<sup>2</sup> Hingewiesen sei an dieser Stelle an ein soeben erschienenes Themenheft der Revue d'Allemagne et des Pays de langue allemande 43 (2011), 3: Une université nazie sur le sol français. Nouvelles recherches sur la Reichsuniversität de Strasbourg (1941-1944), hrsg. von Catherine Maurer.

<sup>3</sup> Bernard Piotrowski: W służbie rasizmu i bezprawia. „Uniwersytet Rzeszy“ w Poznaniu (1941-1945), Poznań 1984 (Uniwersytet im. Adama Mickiewicza. Seria Historia, 112); Teresa Wróblewska: Die Reichsuniversitäten Posen, Prag und Straßburg als Modell nationalsozialistischer Hochschulen in den von Deutschland besetzten Gebieten, Toruń 2003.

<sup>4</sup> Helmut Wilhelm Schaller: Die Reichsuniversität Posen“ 1941-1945. Vorgeschichte, nationalsozialistische Gründung, Widerstand und polnischer Neubeginn, Frankfurt am Main u.a. 2010 (Symbolae Slavicae, 29).

Selbsteinschätzung folgend, als „wissenschaftliche[n] Soldat[en]“; dieser Status beruhe auf Wittrams „radikalisierte[m] Antibolschewismus, dem kulturträgerisch begründeten ‚germanischen Sendungsbewusstsein‘ und dem baltischen ‚Mythos des ewigen Soldatentums‘“ (S. 184). Conze sei ganz ähnlich einzustufen, da er „wissenschaftliche Nüchternheit mit pflichtbewusster Kriegsbegeisterung verband“ (S. 221). Arbusow hingegen sei von einer derartigen Verstrickung „einen Schritt“ (S. 198) entfernt geblieben. Ludat schließlich fand nicht über die deutsche Ostforschung der 1920er Jahre, sondern über die Landesgeschichte und die Slawistik den Weg an die RU, die ihm wohl eine „universitäre[...] Nischenexistenz“ (S. 240) im Nationalsozialismus sichern sollte. Er konnte dort aber kriegsbedingt nur wenige Wochen lehren. Kapitel IV beruht stärker auf der behördlichen Überlieferung der RU und nimmt das Historische Seminar in den Blick. Ob die dort tätigen Historiker „ein neues Wissenschaftsverständnis zu generieren suchten“ (S. 243), kann so nicht zuletzt auf Grundlage von deren Gutachtertätigkeit eingeschätzt werden. Białkowski zufolge pflegten Wittram und seine Kollegen einen „utopische[n] Glaube[n] an eine andere Spielart, eine baltische Sonderform der NS-Ideologie“ (S. 295). In diesem Zusammenhang erklärt sich auch der zunächst ungewöhnlich anmutende Titel seiner Studie, den Białkowski bei Leo Strauss entlehnt hat.

Überhaupt verspürt man im Verlauf der Lektüre immer stärker den Drang, die mit Fremdwörtern durchsetzten, bisweilen recht verschachtelten Formulierungen Białkowskis kritisch zu hinterfragen. Zunächst fallen einige missglückte Metaphern und die recht gestelzte Wortwahl ins Auge: „die verschiedenen Untersuchungsfäden“ werden „zu einem kognitiv-transnationalen Knoten“ gebündelt (S. 19), ein Gutachten ist in „nationalpathetischer und zugleich ambivalent timbrierter Diktion“ verfasst (S. 147), ein Leben ist „von nüchternen Rationalität und dezidiertem Ökonomieprinzip inspiriert“ (S. 200), „latent[e] Diskursformationen“ (S. 349) werden identifiziert – dieser Stil zieht sich durch die gesamte Darstellung. Hier hätte ein behutsames Lektorat seitens des Verlags stattfinden sollen (bei dieser Gelegenheit hätte auch die Kommasetzung aufpoliert werden können). Dies alles sind aber Äußerlichkeiten, die in Rezensionen gern bekräftelt werden, aber für die Einschätzung einer wissenschaftlichen Studie nicht wirklich von Belang sein sollten. Gravierender erscheint mir, dass sich auch die Logik so mancher Aussage nicht auf Anhieb – und bisweilen auch gar nicht – erschließen will. So heißt es zu einem tendenziösen namenkundlichen Beitrag Hans Joachim Beyers aus dem Jahr 1940, man habe auf diese Weise „vollkommen die Chance der Erforschung des deutsch-polnischen Mit-, Neben- und Gegeneinanders“ „verspielt“ (S. 266). Aber wie könnte man denn ernsthaft annehmen wollen, dass unter den Bedingungen der deutschen Besatzungspolitik eine derartige Chance bestanden hätte? Werner Conzes berühmtes Wort von der „Übevölkerung“ erscheine zwar „folgeschwer und geradezu fatal“, zugleich sei er aber keineswegs ein „Vordenker der Vernichtung“ (S. 214) gewesen, da er an den nationalsozialistischen Umsiedlungsplänen nicht direkt beteiligt gewesen sei. Wenn man nun diese entlastende Schlussfolgerung zur Kenntnis nimmt, drängt sich doch sogleich die Frage auf: Was genau meint der Autor dann mit „folgeschwer“ und „fatal“?

Ob und in welchem Maße die von Kaiserreich bzw. Weimarer Republik geprägten wissenschaftlichen Eliten des nationalsozialistischen Staates aus innerer Überzeugung, Karrierehunger, Selbstverleugnung oder Selbsterhaltungstrieb im Krieg gelehrt und geforscht haben, ist in der bundesdeutschen Publizistik und Historiografie nach 1945, wenn auch über die Jahrzehnte hinweg in unterschiedlicher Intensität, immer eine relevante Frage gewesen. Białkowski versucht diesem Problem neue Facetten abzugewinnen und widmet dem „Unerwarteten Nachleben“ der RU, so die Überschrift, ein eigenes abschließendes Kapitel. Während die Historiker/innen Polens und der DDR diese Lehranstalt ausschließlich als Negativtopos behandelt und aus der Posener Hochschulgeschichte verdrängt hätten, sei es nunmehr geboten, Wittrams, Conzes und Ludats Nachkriegskarriere und deren Umgang mit der eigenen Vergangenheit an der RU zu reflektieren. Białkowskis Überlegungen sind immer dann interessant, wenn sie, wie z. B. hinsichtlich Conzes Entwicklung von der Volks- hin zur Sozialgeschichte (S. 327 ff.), das wissenschaftliche Schaffen zum Maßstab nehmen – geht es jedoch um Fragen von Moral, Schuld und Vergangenheitsbewältigung, wird die Argumentation fast zwangsläufig spekulativ. Letztlich kommt er selbst zu dem wenig präzisen, die individuellen Historikerpersönlichkeiten dann doch wieder nivellierenden Fazit, „anscheinend die Mehrheit“ der RU-Angehörigen habe geglaubt, „ein das ‚Leben umhüllender Wahn‘ (Nietzsche), die soziale Magie des NS-deutschen Mysteriums könne vor Brutalität und Sinnlosigkeit, Banalität und Dummheit der total inszenierten Wirklichkeit schützen“ (S. 351). Indem Białkowski davon ausgeht, dass selbst der für zahlreiche Morde und Menschenversuche verantwortliche Dekan der medizinischen Fakultät, Hermann Voss, im Prinzip nach der „Utopie nach einer besseren Tyrannis“ gestrebt haben könnte, führt er diesen Gedankengang ad absurdum.

Zu der wissenschaftlichen Auseinandersetzung um die Rolle der Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus leistet diese Studie zweifelsohne einen wichtigen Beitrag. Man muss sich diese Erkenntnisse während der Lesens allerdings hart erarbeiten und bisweilen die im Text enthaltenen Denkanstöße selbst zu Ende bringen – mitunter in einer ganz anderen Richtung als von dem Autor intendiert.

Christoph Schutte (Marburg)

*Eckhart Neander / Andrzej Sakson (Hrsg.), Umgesiedelt – Vertrieben. Deutschbalten und Polen 1939-1945 im Warthegau, Marburg: Verlag Herder-Institut 2010. V, 130 S., € 26,00, ISBN: 978-3-87969-367-2 (= Tagungen zur Ostmitteleuropa-Forschung, Bd. 29).*

In den vergangenen Jahren hat das wissenschaftliche Interesse am sogenannten Warthegau, dem zu Beginn des Zweiten Weltkriegs völkerrechtswidrig annektierten westlichen Teil Polens, deutlich zugenommen. Dabei ist auch die nationalsozialistische Umsiedlungspolitik, die sogenannte „Heim ins Reich-Aktion“ aus dem Umfeld von Vertriebenenorganisationen mehr in den Blick der historischen

Forschung gerückt. Von Interesse sind vor allem die unmittelbaren Zusammenhänge der Ansiedlung der Baltendeutschen im Warthegau, die als erste exterritoriale Bevölkerungsgruppe aufgrund bilateraler Verträge zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion hiervon betroffen waren, mit der Vertreibung der Polen und der Ermordung der jüdischen Bevölkerung im Rahmen der Umsiedlungsaktionen.

Bei dem vorliegenden Sammelband handelt es sich um Beiträge, die im Oktober 2009 auf einer gemeinsamen Tagung der Deutsch-Baltischen Gesellschaft e.V. und dem Instytut Zachodni (Westinstitut) in Poznań/Posen vorgetragen wurden.

Die beiden Herausgeber betonen in ihren jeweiligen, teils sehr persönlich gehaltenen Vor- bzw. Grußworten, wobei es sich offenbar um unbearbeitete Redemanuskripte handelt, mit der gemeinsamen Tagung polnischer und deutscher Wissenschaftler einen Beitrag zum besseren Verständnis des Themenkomplexes Vertreibung und Umsiedlung mit dem Ziel der gegenseitigen Verständigung leisten zu wollen. Der vorliegende Sammelband ist somit das Ergebnis eines beachtenswerten deutsch-polnischen Kooperationsprojekts.

Markus Roth eröffnet den Band mit einer sehr gut strukturierten Überblicksdarstellung über die Grundzüge der nationalsozialistischen Bevölkerungs- und Umsiedlungspolitik im besetzten Polen. Andrzej Sakson gibt sodann Einblicke in die Aussiedlungsaktionen der polnischen Bevölkerung auf Grundlage einiger aufgezeichneter Erinnerungen polnischer Zeitzeugen und zeitgenössischer Dokumente. Jana Elena Bosse stellt in ihrem Beitrag überwiegend Zitate als Ergebnisse von Zeitzeugeninterviews vor, die sie mit „zufällig ausgewählten“ deutschbaltischen Umsiedlern auf der Grundlage eines Fragenkatalogs geführt hat, dessen methodischer Hintergrund dem Leser angesichts des offenbar sehr unterschiedlichen Alters der Befragten (Jg. 1914-1936) leider weitgehend unklar bleibt. Maria Rutkowska beschreibt sodann die frühen Vertreibungsaktionen von Polen und Juden in das Generalgouvernement in den Jahren 1939 bis 1941 auf Basis einschlägiger polnischer, aber auch deutscher Sekundärliteratur. Matthias Schröder konzentriert sich in seinem aufschlussreichen Aufsatz über die Ansiedlung der Baltendeutschen auf den Diskurs in der deutschen historischen Forschung. Schröder verweist dabei auf einen wichtigen methodischen Aspekt. Er plädiert für die Notwendigkeit, auch Privatarchive und Nachlässe von Baltendeutschen für die historische Forschung zur Verfügung zu stellen, um mehr Licht in manche Vertreibungsdebatte zu bringen. Ein Manko, das sicherlich die gesamte Diskussion über Flucht und Vertreibung betrifft. Markus Krzoska beschäftigt sich in einer differenzierten Darstellung mit der Rolle und dem Schicksal der Volksdeutschen im Warthegau unter besonderer Berücksichtigung der Forschungsliteratur. Dabei hinterfragt er insbesondere den Begriff „volksdeutsch“ und den Status der „Volksdeutschen“ innerhalb der Deutschen im Warthegau kritisch. Eine Definitionsfrage, der insbesondere aus deutscher Perspektive nachgegangen werden sollte. Bei dem folgenden Beitrag von Hubert Orłowski, der die Rolle der Deutschbalten im Warthegau in der deutschen Literatur quasi im Rahmen eines Forschungs- und Erfahrungsberichts vorstellt, irritiert den Leser, wie auch in den einleitenden Texten, die wörtliche Rede. Auch hier handelt es sich offenbar um



ein Vortragsmanuskript, das zumindest einer ergänzenden Überarbeitung bedurft hätte. Anna Ziólkowska beschreibt in ihrem Aufsatz die Situation der Polen im Warthegau. In ihrem Beitrag vermisst der Leser, sofern regelmäßig von der „Vernichtung der polnischen und jüdischen Bevölkerung“ die Rede ist, eine klarere Differenzierung beim Vorgehen der deutschen Besatzer gegen beide Bevölkerungsgruppen. Klaus-Peter Friedrich konzentriert sich in seinem Beitrag auf die antijüdische Verfolgungspolitik und zeichnet deren Radikalisierungsprozess eingehend und differenziert nach. Dabei stellt er auch die kaum erfolgte Ahndung dieser Verbrechen und der dafür Verantwortlichen nach dem Krieg als Versäumnis der bundesdeutschen Strafverfolgung von Völkerrechtsverbrechen im besetzten Polen heraus.

Den Abschluss des Bandes nehmen Zbigniew Masur und Andrzej Sakson in einem gemeinsamen Essay über die Vertreibung der Polen und Umsiedlung der Deutschen im Warthegau im polnischen Gedächtnis vor.

Dieser Sammelband als bemerkenswertes deutsch-polnisches Gemeinschaftsprodukt zu dem nach wie vor auf beiden Seiten kontrovers diskutierten und sensiblen Themenkomplex „Umsiedlung und Vertreibung“ ist selbstverständlich zu begrüßen, zudem er relevante Forschungsergebnisse hervorbringt. Allerdings hätte dieses thematisch überaus wichtige Buch eine solidere und umfassendere redaktionelle Bearbeitung verdient, an der es leider unübersehbar mangelt.

Marlene Klatt (Gießen)

*Dieter Schenk: Krakauer Burg. Die Machtzentrale des Generalgouverneurs Hans Frank 1939-1945. Ch. Links Verlag, Berlin 2010. 206 S. Zahlreiche Abb. und Ktn. ISBN 978-3-86153-575-1., € 29,90.*

Seit Hans Frank am 7. November 1939, zwei Monate nach dem deutschen Überfall auf Polen und der Besetzung Krakaus den Wawel feierlich als seinen Amtssitz bezogen hatte, hieß die ehemalige Residenz der polnischen Könige in den Publikationen der Besatzer nur noch „die Burg“, auf Polnisch „zamek“. Die Inbesitznahme und Umbenennung des Krakauer Königsschlusses war nur einer von vielen symbolischen Akten, mit denen die deutschen Besatzer versuchten, dem als „Nebenland des Reiches“ bezeichneten „Generalgouvernement für die besetzten polnischen Gebiete“ eine deutsche Identität aufzuzwingen.

Die propagandistische Bezeichnung „Krakauer Burg“ dient dem vorliegenden Werk von Dieter Schenk – offenkundig ein Nebenprodukt seiner vor fünf Jahren erschienenen Hans-Frank-Biographie – als Titel. Wie die vorherigen Publikationen des pensionierten Polizisten und Lodzer Honorarprofessors für die Geschichte des Nationalsozialismus wendet sich auch Schenks neuestes Werk an ein breites Publikum und bietet daher viele Informationen, aber kaum eine tiefgehende Analyse des präsentierten Materials.

Auch befassen sich die meisten Abschnitte keineswegs mit dem Titelthema, sondern ganz allgemein mit der deutschen Besatzungsherrschaft im Generalgouvernement. Dabei fehlte es nicht an Anknüpfungspunkten: So erwähnt Schenk kurz, dass polnische Mitarbeiter der deutschen Vorhaben zur Umgestaltung der „Burg“ zugleich im Untergrund aktiv waren und teilweise in deutschen Konzentrationslagern umkamen; er zeigt Beispiele für die Verwendung der „Burg“ als Motiv in der deutschen Propaganda und Kunst; aber er belässt es bei diesen Schlaglichter und informiert lieber allgemein über polnischen Widerstand und deutschen Terror, über deutsche Propaganda und Kunst im Generalgouvernement. So verliert der Autor sein eigentliches Thema über weite Strecken aus den Augen.

Wie in der Reihe „Orte deutscher Geschichte“ üblich, ist der Band reich illustriert. Angesichts der Fortschritte, die gerade in den letzten Jahren bei der Verwendung von Bildern als historischen Quellen gemacht wurden, fällt jedoch ein allzu laxer Umgang mit den Abbildungen auf. Oft fehlen genaue Angaben zu Herkunft und Publikation; in der Folge gibt kaum Aufschlüsse über Entstehungszusammenhänge und Verwendungsabsichten der zumeist propagandistischen Zwecken dienenden Bilder; auch offenkundige Retuschen und Montagen bleiben unerwähnt; und manchmal finden sich irreführende Bildunterschriften (z.B. auf S. 182 im Januar 1945 in Krakau einmarschierende „Soldaten der polnischen Heimatarmee“ – gemeint ist jedoch nicht die der Londoner Exilregierung verpflichtete Untergrundarmee [Armia Krajowa], sondern die auf sowjetischer Seite kämpfende reguläre Polnische Armee [Wojsko Polskie]).

Bisweilen haben sich sachliche und sprachliche Ungenauigkeiten auch in den Text eingeschlichen, an einer wichtigen Stelle gleich doppelt: Schenk kolportiert hier die aus Zeiten der kommunistischen Herrschaft stammende politische Zahl von „fast sechs Millionen polnische[n] Staatsbürgern“, die „Opfer der Kriegereignisse während der deutschen Besatzungszeit“ geworden seien (S. 159) – doch den größten Teil dieser Opfer hatten die Deutschen wegen ihrer Zugehörigkeit zum Juden-, nicht zum Polentum ermordet, und auch die meisten nichtjüdischen Opfer (unter ihnen neben Polen auch viele Ukrainer, Weißrussen, Litauer usw.) kamen keineswegs durch „Kriegereignisse“ ums Leben, sondern wurden von der Besatzungsmacht systematisch ermordet – wie Schenk an vielen anderen Stellen durchaus deutlich macht.

Was bleibt, ist eine knappe und oberflächliche, aber gut lesbare und informative, mit vielen wichtigen Bild- und Textzitate versehene Chronik der deutschen Besatzungsherrschaft im Generalgouvernement, der die Umwidmung des Wawel zur „Burg“ und zum Amtssitz des Generalgouverneurs lediglich als Aufhänger dient.

Lars Jockheck (Hamburg)

*Andrea Löw / Markus Roth: Juden in Krakau unter deutscher Besatzung 1939-1945. Göttingen: Wallstein Verlag 2011. 248 S. Abb., brosch., ISBN: 978-3-8353-0869-5; € 19,90.*

Die beiden renommierten Historiker des Völkermordes an den Juden Europas haben ein wichtiges Buch vorgelegt. Inwiefern? Sie präsentieren keine neuen Forschungsergebnisse, wenn sie sich auch neben der einschlägigen Literatur auf bislang unveröffentlichtes Material aus verschiedenen Archiven, hauptsächlich Selbstzeugnisse, stützen. Aber sie haben ein Lesebuch über die Juden im besetzten Krakau geschaffen, das in viele Hände gehört. Die Darstellung ist chronologisch-thematisch gegliedert, entsprechend dem schrittweise gesteigerten Terror gegen die jüdischen Menschen, zuerst und über den längsten Zeitraum hinweg gegen die polnischen Juden, später kommen die Juden aus ganz Europa, vor allem aus Ungarn, hinzu. Der erste Abschnitt (1939-1941) behandelt die Verfolgung der Krakauer Juden, den einsetzenden Terror und die einschlägige Gesetzgebung der deutschen Besatzungsmacht, die Zwangsarbeit und die Umsiedlungen aus dem hauptsächlich von Juden bewohnten Stadtteil Kazimierz. Der zweite Abschnitt (1941/42) gilt dem Ghetto, wie es entstand, wie die Menschen dort lebten bzw. leben mussten, wie sie ihr Leben organisierten und wie die Deportationen in den Distrikt Lublin einsetzten. Im dritten Abschnitt (1942/43) werden die Deportationen, die Vernichtung, die Entleerung und Auflösung des Ghettos sowie einige Flucht- und Rettungsversuche, darunter der Einsatz von Oskar Schindler, geschildert. In einem kurzen Kapitel wird ein Blick auf die Situation nach dem Kriege geworfen. Anmerkungen, eine Zeittafel, ein Glossar (wo der zweite Satz über die „Trawniki-Männer“ versehentlich hinter das nächste Stichwort auf die folgende Seite gerutscht ist) sowie die Angabe der benutzten Quellen und Literatur, Nachweis der Abbildungen und Personenregister vervollständigen den sorgfältig gemachten Band.

Die beiden Autoren wollten eine vollständige Geschichte des Krakauer Ghettos vorlegen, die nahe an den betroffenen Menschen bleibt und ihr alltägliches Leben – sofern man bei diesen Extremverhältnissen von Alltag sprechen kann – beschreibt. Das ist ihnen gelungen, und die Anschaulichkeit erreicht auch für den mit der Thematik vertrauten Leser mehrfach die Grenze des nur schwer Erträglichen. Eine wesentliche Stärke des Buches liegt in seiner einfachen, klaren Sprache, in der eher nüchternen Schilderung auch grauenvollster Geschehnisse und darin, dass immer wieder die Perspektive der Betroffenen und der Zeitzeugen, insbesondere des Apothekers im Ghetto, gewählt wird. Die Biographien einiger jüdischer Menschen und ihre schriftlichen Zeugnisse durchziehen wie Leitmotive die Darstellung, illustriert und verdeutlicht durch eingeschobene Quellentexte, Abbildungen und Fotos, die trotz der schwachen Qualität der Wiedergabe einen unmittelbaren Eindruck von den Ereignissen – Umzüge, Razzien, Deportationen – vermitteln.

Die Darstellung verzichtet auf Analysen, sondern sie wirkt durch die Beschreibung dessen, was geschah. So wird dem Leser drastischer, als es soziologische Untersuchungen es könnten, vor Augen geführt, wie sich Menschen verhalten können, wenn man sie einerseits in einen permanenten Überlebenskampf und in Todesängste stürzt und andererseits ihnen unkontrollierte Macht über Andere überlässt, eine Machtfülle, der sie charakterlich und oft auch intellektuell nicht gewachsen sind. Spitzeldienste, Willfährigkeit, Wahrung der Würde, Verrat und Hilfsbereitschaft begegnen sich auf

engstem Raum. In anderen Ghetto-Darstellungen, z.B. in der Autobiographie von Marcel Reich-Ranicki, findet man Berichte von kulturellen Veranstaltungen wie Konzerten, Theateraufführungen, Vorträgen, mit denen sich die Ghetto-Bewohner, soweit es möglich war, das Leben erträglicher zu machen versuchten. Ob das auf das Krakauer Ghetto nicht zutrifft? In diesem Buch ist nicht weiter die Rede davon. Erstaunlich ist auch, dass man in Krakau, wie es scheint, vom Warschauer Ghetto-Aufstand nichts erfahren haben sollte. Die Kontakte, durch die der Krakauer jüdische Widerstand sich Waffen beschaffte, reichten immerhin bis nach Warschau.

Im Ganzen eignet sich dieses gut konzipierte und geschriebene Buch hervorragend für den Einsatz im Schulunterricht und als Lesebuch für alle, die nach Krakau reisen. Die Freude an der Schönheit der Stadt soll den Besuchern nicht verdorben werden. Aber ihnen sollte bewusst sein, wenn sie in Kazimierz Klezmer-Musik hören oder um die Tuchhallen schlendern, dass es zum Beispiel einmal die junge Jüdin Halina Nelken gab, die darunter litt, dass sie von ihrer Ghetto-Wohnung aus ihre geliebte Heimatstadt nicht sehen konnte.

Hans Hecker (Düsseldorf/Köln)

*Jens-Jürgen Ventzki: Seine Schatten, meine Bilder. Eine Spurensuche. Innsbruck (u.a.): StudienVerlag 2011. 223 S.; Abb., € 24,90; ISBN: 978-3-7065-4961-5.*

Auf dem Cover des Buches findet sich ein Foto aus dem Familienalbum. Ein zwölfjähriger blonder Junge schaut lächelnd und bewundernd zu seinem Vater auf. Dieser wiederum blickt von der Seite stolz, aber auch fordernd diesen an. Im Hintergrund sieht man eine Gebirgslandschaft. Obwohl die Blicke sicherlich inszeniert sind, besitzt das Bild eine hohe Aussagekraft und beleuchtet recht zutreffend die Sohn-Vater-Beziehung des Verlegers und Buchwissenschaftlers Jens-Jürgen Ventzki und des ehemaligen NS-Funktionärs und Oberbürgermeisters von Litzmannstadt Werner Ventzki.

Väterbücher im Bereich der Belletristik sind in Mode gekommen. Fast könnte man meinen, die Bundesrepublik Deutschland sei nicht nur wegen der hohen Zahl der Kriegstoten, insbesondere Soldaten, eine vaterlose Gesellschaft gewesen, sondern auch wegen der merkwürdigen Abwesenheit der überlebenden Väter. Diese hatten den Krieg überstanden und in der Regel die Mitwirkung im NS-System verdrängt. Die Kinder ahnten entweder lange nichts oder eher: sie wollten nichts ahnen. Geschichten von früher wurden nicht gerne gehört, selbst wenn die Väter mitunter der Drang zur Selbstrechtfertigung überkam.

Der Jurist Werner Ventzki, gebürtig aus Stolp in Pommern, familiär eng verbunden mit der Provinz Posen, zählte zur jungen Garde der überzeugten Nationalsozialisten. Reinhard Heydrich war zwei, Werner Best drei Jahre älter, Adolf Eichmann war gleich alt, um nur drei Beispiele zu nennen. Zunächst im Gauamt und der Provinzialverwaltung Stettin tätig wechselte er 1940 in gleicher Funktion in den „blonden“ Mustergau Wartheland und übernahm zusätzliche Aufgaben bei der

Zwangsumsiedlung der jüdischen und polnischen Bevölkerung. Im darauffolgenden Jahr wurde er zum Oberbürgermeister der größten Stadt des Gaus, des nun in Litzmannstadt umbenannten Lodz, ernannt. 1943 wurde er in die Waffen-SS eingezogen und kämpfte an der Ostfront. Nach Kriegsende und rasch erfolgter Entnazifizierung in Schleswig-Holstein, einem Sammelbecken für Altnazis, arbeitete er in verschiedenen Behördenfunktionen, vor allem aber ab 1953 an maßgebenden Stellen in Bundesvertriebenenministerium. Er starb achtundneunzigjährig im Jahre 2004.

Sein Sohn sammelt Erinnerungen und Gedanken als Mosaiksteine. Eine wirkliche Verbindung untereinander, sei es chronologischer oder inhaltlicher Art, gibt es nicht. Der Leser erfährt viele Details, die so sorgfältig recherchiert sind, dass man keine Fehler bei den historischen Fakten findet. Dennoch oder gerade deswegen lassen die Texte relativ kalt. Ganz selten werden Emotionen welcher Art auch immer deutlich. Ventzki verurteilt seinen Vater, distanziert sich politisch ganz entschieden von diesem, der bis zu seinem Lebensende überzeugter Nazi, Antisemit und Polenhasser geblieben ist. Er sucht die Nähe der Opfer oder ihrer Nachkommen, fühlt sich wohl, wenn er in Lodz oder Israel ist (und dort hofiert wird). Das ist angesichts des Schauderns und des schlechten Gewissens, das ihn zweifellos plagt, weil er sich so spät auf die Suche gemacht hat, durchaus verständlich und kann nicht kritisiert werden. Mitunter verfällt er dabei jedoch allzu sehr in jenen Gutmenschen-Tonfall, der eine ganze Fülle journalistischer Texte über die NS-Zeit und die Massenmorde heute so schwer erträglich macht.

Letztlich stellt sich die Frage, ob der Autor sein Ziel zu klären, wer sein Vater wirklich gewesen ist, eigentlich erreicht hat. Wenn man das Buch als einen Prozess der Aneignung der Vergangenheit versteht, so war dies auf der faktischen Ebene vielleicht möglich. Allerdings ist es schon erstaunlich, dass Ventzki erst als weit über Fünfzigjähriger diese Fragen zu stellen beginnt. Ob sich dadurch auf der Gefühlsebene etwas bewegt hat, ob die „schwere Last“ erleichtert wurde, muss offen bleiben. Man legt das Werk achselzuckend zur Seite. Einerseits froh, dass man es weder mit einer Totalabrechnung im Stile eines Niklas Frank noch mit einer Komplettentschuldigung in der Art anderer Kriegsverbrecherkinder zu tun hat, andererseits ratlos, was die Öffentlichkeit damit anfangen soll.

Markus Krzoska (Gießen)

*Wilfried Trillenber, Galizien: Teilungen und Vereinigungen in Mitteleuropa in den politischen Umbrüchen seit dem 18. Jahrhundert. Berlin: Forschungsinstitut der Internationalen Wissenschaftlichen Vereinigung Weltwirtschaft und Weltpolitik e.V., 2010. – [4], 269 S. – (Europäische Integration: Grundfragen der Theorie und Politik ; Nr. 22) – ISSN 1021-1993 – Brosch. – Schutzgebühr € 24,00.*

Der Autor war von September 1999 bis Februar 2010 DAAD-Dozent an der Ternopiler Wirtschaftsuniversität. Aus dieser Tätigkeit resultiert sein als Nr. 9 derselben Schriftenreihe

erschienene Band „Wirtschaftsreformen in der Ukraine – auf dem Weg zur EU“ (2004) sowie weitere wesentlich ökonomiebezogene Veröffentlichungen. Über das herausgebende IWVWW war ohne vertiefte Recherche nicht mehr zu ermitteln, als dass der Vorsitzende Karl Heinz Domdey (\*1926) Wirtschaftswissenschaftler an der Berliner Humboldt-Universität gewesen ist.

Die Einleitung „Galizien – eine vergessene Region in Mitteleuropa?“ (S. 1-5) weckt wie der in der Überschrift enthaltene politisch-geographische Terminus wenige Erwartungen. Es gebe, schreibt der Verfasser, „auch weniger bekannte [Regionen], zu denen wohl ‚Galizien‘ zu zählen ist“ (S. 1). Die Galizienforschung ist ihm ebensowenig bekannt: „An mehreren Stellen im Buch wird versucht auf der Grundlage historischer Betrachtungen im Rahmen der politischen Umwälzungen und wirtschaftlichen Entwicklung zumindest Ansätze für Antworten für Antworten [auf die Frage nach dem „Galizischen“] zu finden. Im vorliegenden Buch soll keine Geschichtsforschung für Galizien angeboten werden. Im Internet kann man viele Aspekte der historischen Entwicklung Galiziens finden“ (S. 3), und so nutzt Trillenberg, sauber zitierend, munter [www.spiegel.de/reise](http://www.spiegel.de/reise) für die Einleitung, ähnlich vor allem genealogische und Heimat-Webseiten für das erste Kapitel „Die deutsche Volksgruppe im multikulturellen Schmelztiegel Galizien – Galiziendeutsche“ (S. 10-30), dazu ukrainische Zeitungsartikel, deren Titel er nur in deutscher Übersetzung wiedergibt. Hier schon zeigt sich, dass die „Methode“ der Kompilation ohne systematische Literaturlauswertung und ohne jeden Quellenkritik ohne Wert ist. Der Text ist zwar gut gemeint, aber noch nicht einmal schlechte Publizistik. In den mit dem Schwerpunkt auf den Entwicklungen seit 1914 chronologisch angeordneten Folgekapiteln werden Darstellung und Methode nicht besser. Wer über geopolitische Themen schreibt, sollte mehr Karten als eine der Verwaltungsgliederung 1914 (S. 13, aus Brian J. Lenius: *Genealogical Gazetteer of Galicia*. [2. Aufl. Selkin 1994 – es gibt auch noch eine erweiterte 3. Aufl., 1999) und – ohne Quellenangabe – zur „Ausdehnung des galizischen Kernlandes im 19. Jahrhundert“ (S. 31) anbieten. Selbst die Hinweise zur – vom Autor vor Ort erlebten – Wirtschaftsentwicklung der jüngsten Zeit bleiben sehr unsystematisch.

Das Titelthema behandelt der Autor eher marginal, dagegen nimmt er in die chronologischen Kapitel immer wieder reich illustrierte Kapitel zur Geld- und Währungsgeschichte des galizischen Raumes auf, zu der er offensichtlich mit wahrscheinlich guter Kenntnis reiches Material zusammengetragen hat, das aber in der dilettantisch mit dem Schwerpunkt auf dem 20. Jahrhundert erzählten allgemeinen Geschichte der Region untergeht. Warum Trillenberg keine Geldgeschichte der Ukraine verfasst hat, bleibt rätselhaft, enthält seine Arbeit doch sehr viel einschlägiges Material. Hier hätte er, bei allem Zweifel an Literaturkenntnis und Methodenkompetenz des Autors, die dieses Buch nicht nur bei wissenschaftlich vorgebildeten Leser(inne)n weckt, zumindest positivistisch etwas leisten können.

Wolfgang Kessler (Herne)

*Helmut Exner: Die Frauen von Janowka. Eine wolhynische Familiengeschichte. Roman. Duderstadt: EPV Elektronik-Praktiker-Verlag 2010. 256 S. Abb., Ktn.. brosch., 9,80 €*

*Leokadia Beck: Mein weiter Weg. Dassel: Collage Verlag. 2. Aufl. 2010. 145 S., Abb., Beilagen, brosch., 17,50 €*

Seine Aufarbeitung der Familiengeschichte hat der in Niedersachsen lebende Unternehmer Helmut Exner in einer Form veröffentlicht, die er als Roman bezeichnet hat. Nach der Lektüre liegt die Annahme nahe, dass er sich eine historische Darstellung, die womöglich fachliche Kritik auf sich gezogen hätte, nicht zugetraut hat. Wenn es sich so verhält, hat er richtig gehandelt. Außerdem wäre vielleicht das persönliche Engagement, die Wärme familiärer und landsmannschaftlicher Verbundenheit nicht so zum Ausdruck gekommen, wie es aus jeder Zeile des Buches spricht. Ein Roman ist es eigentlich nur insofern, als das Bemühen um eine lebendige, gut lesbare Darstellung von etwa hundert Jahren Familiengeschichte unverkennbar ist. Über anderthalb Jahrhunderte hinweg schildert Exner die Geschehnisse der Deutschen, die sich, zum großen Teil aus Polen kommend, in Wolhynien, der hierzulande nahezu unbekanntem nordwestlichen Region der Ukraine, niederließen: im 19. Jahrhundert das Nebeneinander der verschiedenen Völkerschaften, neben den Deutschen die Juden, Ukrainer, Russen, Weißrussen, Slowaken und Andere, das durch Geschäfte und gegenseitige Aushilfen zu einem pragmatischen Miteinander werden konnte; um die Jahrhundertwende die Wirkungen der Bodenverknappung, der sich immer schärfer artikulierenden Nationalismen und der Vorbote des drohenden Krieges, die die Menschen nicht nur verwirrten, sondern viele auch zur Abwanderung veranlassten – Kanada galt als das Land der Verheißung; nach Kriegsausbruch die Deportation nach Sibirien, an deren katastrophalen Bedingungen zahlreiche Menschen zu Grunde gingen; die Verdrängung der Rückkehrer durch neu angesiedelte Bewohner ihrer Häuser und Dörfer; die Zerstreuung der auswandernden Deutschen in Europa, Nord- und Südamerika und ihre nachfolgenden Erlebnisse, wobei die Ereignisse unter der Stalinherrschaft und während des Zweiten Weltkrieges nur noch knapp aus der Sicht der Ausgewanderten erwähnt werden. Im Mittelpunkt der Geschichte steht die Familie Exner einschließlich der Vorfahren und Verwandten des Autors, deren Beziehungen untereinander eingehend behandelt werden. Die Darstellung wechselt zwischen den Schauplätzen und den Zeiten, wobei der Autor sich auch mehrfach selbst mit seinen Überlegungen und seiner Suche nach Verwandten in aller Welt ins Spiel bringt. Im Text finden sich neben einigen historischen Fehlern, die allerdings nicht sehr schwer ins Gewicht fallen, z.B. die Verlegung der Deportationen der Wolgadeutschen unter Stalin bereits in das Jahr 1931 (S. 208), etliche sprachliche und orthographische Holprigkeiten. Man sollte das Büchlein nicht einfach als dilettantischen Versuch abtun, denn aus ihm sprechen Wärme und Herzlichkeit, liebevoller Respekt vor der Stärke, Standhaftigkeit und Geradlinigkeit der Menschen, insbesondere der Frauen, Verbundenheit und helfende Solidarität mit den Menschen gleicher Herkunft über alle Kontinente und Widrigkeiten hinweg, ein unverwüstlicher Lebensmut. Die mitunter deftige und unverblümete Sprache gehört zu den

Menschen, um die es hier geht: schlichte, gescheite, fleißige und tüchtige Bauern. Eine Frage, die sie sich immer wieder stellen, kann geradezu als Leitmotiv der Geschichte dieser Menschen gelten, die so gern sesshaft bleiben wollten, aber zur Mobilität gezwungen wurden: Was ist Heimat? Die Antwort dieses Buches lautet: Der geographische Ort kann durch Umgestaltung, durch Besiedelung mit Fremden, durch Verdrängung fremd werden. Was dauert und gilt, ist das Leben unter denjenigen, die einem vertraut sind, denen man sich verbunden fühlt und mit denen man die Gewohnheiten, Eigenarten und die Lebenshaltung teilt, die man aus der gemeinsamen Herkunft mitgebracht hat.

In allen wesentlichen Punkten trifft das Gleiche auf die über zehn Jahre hinweg in einer Schreibwerkstatt entstandene wolhyniendeutsche Familiengeschichte von Leokadia Beck zu. Um kritische Objektivität und Ausgewogenheit in den politisch relevanten Passagen bemüht, ist es noch viel persönlicher gehalten, wirkt gelegentlich ziemlich betulich und enthält zahlreiche familiengeschichtliche Details, so etwa das Scheitern ihrer ersten Ehe, die Eheschließungen der Verwandten oder die ausgedehnte Schilderung ihres Lebens in der SBZ/DDR, die den Leser nicht unbedingt interessieren. Die starke Frömmigkeit, die der Autorin über die vielen schweren Erlebnisse hinweggeholfen hat, ist beeindruckend, wird jedoch etwas zu häufig und plakativ herausgestellt. Eine interessante Persönlichkeitsstudie bietet Beck mit den Berichten über ihren Vater. Er war offensichtlich ein zwiespältiger Charakter, einerseits hochintelligent, außerordentlich tüchtig und von geradezu selbstloser Hilfsbereitschaft und Großzügigkeit, andererseits gegenüber seiner Familie ein Tyrann, der sie seinen beruflichen und wirtschaftlichen Zielsetzungen rücksichtslos unterordnete. Von seinen Töchtern erwartete er zum Beispiel, dass sie ausschließlich für ihn arbeiteten und auf persönliches Glück verzichteten; die Autorin schildert ihre schließlich durchgesetzte Eheschließung als Flucht und Erlösung. Auch dieses Buch zeigt, was diesen Wolhyniendeutschen die im Kern mutige und lebensfrohe Bewältigung ihres wahrhaftig nicht leichten Lebens ermöglicht hat: Gottvertrauen, Tüchtigkeit, unbeirrbar Geradlinigkeit und feste Verankerung in der Familie und in der weit verzweigten Verwandtschaft.

Hans Hecker (Düsseldorf/Köln)

*Edmund Effenberger, Das Lodzerdeutsch. Die Umgangssprache der Deutschen im Lodzer Raum bis 1945, Mönchengladbach: Archiv der Deutschen aus Mittelpolen und Wolhynien 2010. 61 S.; ill. (= Schriftenreihe des Archivs der Deutschen aus Mittelpolen und Wolhynien ; 9), ohne ISBN, € 14,00.*

Unter den besonderen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Bedingungen des 19. und 20. Jahrhunderts entstand und entwickelte sich in Mittelpolen, in der Textilmetropole Lodz, ein sonderbares Sprachgebilde – das Lodzer Deutsch. Eine Sprache? Ein Dialekt? Oder ein Jargon? Edmund Effenberger bezeichnet es in seiner Abhandlung als eine gesprochene Mundart der Lodzer Deutschen im 19. und 20. Jahrhundert.



Lodz, einst Manchester des Ostens genannt, war eine riesige polnisch-deutsch-jüdisch-russische „Menschenwerkstatt“, Reymonts „Gelobtes Land“, ein Ort, an dem der „Lodzermensch“ geboren wurde.

Der wirtschaftliche Aufschwung der kleinen Siedlung Lodza zu einem industriellen Zentrum erreichte gegen 1824 seinen Höhepunkt. In wenigen Jahrzehnten begründeten die Textilfabriken, vor allem riesige Baumwollmanufakturen, den Ruf von Lodz als Metropole der polnischen Textilindustrie. Die deutschen Immigranten aus der Zeit der Kolonisation im 19. Jahrhundert in Polen zogen hauptsächlich aus Sachsen, Schlesien, Brandenburg und Deutschböhmen herbei. Außer der Muttersprache brachten sie auch ihre Kultur mit. Die deutschstämmigen Menschen lebten in Lodz in einem mehrsprachigen Umfeld. Es wurde Polnisch, Deutsch, Russisch und Jiddisch gesprochen. Der Lodzermensch deutscher Herkunft lernte Hochdeutsch in der Schule, so sprach er auch zu Hause, Polnisch und Russisch waren Pflichtfächer (Lodz gehörte nach dem Wiener Kongress 1815 zum russischen Zarenreich) und die aus dem Westen nach Lodz zugewanderten Juden hatten mit ihrer Umgangssprache einen bedeutenden Einfluss auf das in Lodz gesprochene Deutsch. In der Umgangssprache des Lodzler Mittelstandes, auch in den Kreisen der Intelligenz, vermischten sich demzufolge die sprachlichen Elemente. So entwickelte sich innerhalb einer erstaunlich kurzen Zeit (im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, zwischen 1864 und 1903, als der nichtdeutsche Bevölkerungsanteil die Überhand gewann) eine Umgangssprache mit der sprachlichen Grundfärbung Deutsch, mit mundartlichen Merkmalen des Ostmitteldeutschen und einem deutlichen Einfluss des Polnischen, Russischen und Jiddischen. Ihre sprachlichen Besonderheiten (Ausdrücke, grammatische Endungen, Wortbildungen, Sprichwörter, Abdunkeln oder Aufhellen von Vokalen, Abschleifen der Endsilben usw.) haben dem Lodzerdeutsch eine charakteristische Klangfarbe verliehen.

Das in deutschen und polnischen Archiven erhaltene Schriftgut in Lodzler Deutsch ist eher bescheiden – es sind Gelegenheitsdichtungen, Witz- und Anekdotensammlungen, Berichte, aber auch Erzählungen, Artikel aus Tageszeitungen und einschlägigen Zeitschriften des Deutschen Reichs.

In diesem Sinne wurde die Sammlung typisch lodzlerdeutscher Texte durch das im Büchlein von Effenberger enthaltene Material aus Wörtern, Redewendungen und Redensarten bedeutend bereichert und systematisiert. Im Unterschied zu den Abhandlungen von Carl Heinrich Schultz (vgl. Der Deutsche Wegweiser, Folge 19, 3. Juli 1938, S. 7), Oskar Kossmann („Ein Lodzler Heimatbuch“, Hannover 1967) oder Friedrich Wünsche (Litzmannstädter Zeitung, 2. April 1941, Nr. 92) hat Effenberger zwei alphabetisch geordnete Wörtersammlungen zusammengestellt, unter Berücksichtigung der grammatischen Besonderheiten und Aussprachemuster. Zum ersten Mal nach 1945 erschien also eine Publikation, die Texte in Lodzler Deutsch enthält und sie somit dem gegenwärtigen Leser zugänglich macht.

Es lässt sich nicht leugnen, dass das Lodzler Deutsch nicht mehr lebt. Es gehört der Vergangenheit an, denn diejenigen, die es heute noch zu sprechen glauben, verwenden sicherlich Wörter und Wendungen der neuen Umgebung. Umso mehr ist die Bedeutung der Publikation von Edmund Effenberger

hervorzuheben. Das Büchlein verbindet Lodz mit Menschen, die am Gebrauch des Lodzer Deutschen ihren täglichen Anteil hatten. Es zeugt ebenfalls von Interesse, über dieses sonderbare Sprachgebilde sprechen zu wollen und es dient ohne Zweifel als Anregung, das Lodzer Deutsch als Thema zu behandeln, dessen Schwerpunkt die politische, wirtschaftliche und kulturelle Vorgeschichte der Stadt der vier Kulturen ist.

In der Abhandlung über das Lodzer Deutsch, die Umgangssprache der Deutschen im Lodzer Raum bis 1945, kann man drei Bereiche unterscheiden. Im ersten Teil wird über den Weg der deutschen Einwanderer seit Ende des 18. Jahrhunderts in die neue Heimat Lodz berichtet. Schwerpunkt des nächsten Teils ist die Sprache der Lodzer Deutschen. Der Verfasser betrachtet sie zunächst unter dem historischen Aspekt; in den weiteren Kapiteln wird das Lodzer Deutsch anhand eines Korpus besprochen. Der alphabetischen Wörtersammlung hat der Autor grammatische Besonderheiten, Lautverschiebungen und Aussprachemuster, Redewendungen, Verkleinerungsformen und Unterschiede in der Betonung der Wörter angeschlossen.

Eine weitere Wörtersammlung in diesem Teil der Abhandlung setzt sich aus Begriffen polnischen, russischen und jiddischen Ursprungs zusammen. Es folgen ihnen Texte in Lodzer Deutsch, die von den Lodzer Landsleuten bei den landsmannschaftlichen Zusammenkünften zusammengestellt worden sind. Die Mühe der ehemaligen Lodzer Deutschen ist an dieser Stelle besonders hervorzuheben, da das städtische Lodzerdeutsch eine gesprochene Sprache und ihre Rekonstruktion keine einfache Aufgabe war.

Die in der Abhandlung gesammelten Texte liefern nicht nur den Nachweis für die Umgangssprache der Lodzer Deutschen, sondern sie bilden auch eine wertvolle Grundlage für eine noch tiefere Analyse dieser Sprache, d. h. ihrer sprachlichen Eigenschaften. Gemeint sind hier phonologisch-phonetische Veränderungen: zum Beispiel die schlesisch-sächsische „Kähle“ des Lodzers (*lär, sär, Lähre* – statt: *leer, sehr, Lehre*) oder das vokalische /r/ im Auslaut, das wie /a/ ausgesprochen wird (*mia* statt *mir, Kalenda* statt *Kalender* u.a.), morphologische Besonderheiten wie Genuswechsel (*das Fuß, das Mund*), falscher Kasus (*mit die – mit der* <S. 33>), Wortbildungsmittel: die Diminutivendungen *-chen* und *-lein* werden ausschließlich durch das Schlesische *-l* wiedergegeben und es scheint zum Stamm zu gehören (*bissl –bißchen, Kränzl – Kränzchen, Bichl –Büchlein*), Konjugationsformen (*sein gewesen – sind gewesen*), einfache und zusammengesetzte Verbformen (*ich schumpei ma/du schumpeist da/ea schumpeit sich – ich schaukle/du schaukelst/er schaukelt; iche tu ma schumpein/du tust da schumpein/es tutt sich schumpei*) – wo das Hilfsverb „tun“ zur Vervollständigung der Gegenwartsform dient, syntaktische Eigenarten, zum Beispiel die doppelte Negation (*mia kann keener nich bemussen – mich kann niemand zwingen*) und lexikalische Adaptationen (*Tramwaj* für *Straßenbahn, Chalke* für *Zopf* <Gebäck>, *hinkuzen – hinhocken* <S. 37 bzw. 42>). An dieser Stelle sei ein Beispiel in Lodzer Deutsch angeführt, das das oben genannte in einem gewissen Grade illustriert:

– „Nachban, Ihre Hiehne is zu mia riebergeflogen und tut bei mia hia herumloofn und meene Kerner fressn. Holn'se die rieba, Ihre Hiehne, sonst koch ich Ostan davon 'ne Hiehnabriehe.“

–„Sie Nachbar, nun holn'se mal Luft und sein'se mal still. [...]“ (S. 49)

(–„*Nachbar, Ihre Henne ist zu mir rübergeflogen und läuft bei mir herum und frisst meine Körner. Holen Sie sie rüber, sonst koche ich davon zu Ostern 'ne Hühnerbrühe.*

– „*Sie, Nachbar, nun halten Sie mal die Luft an und seien Sie mal still. [...]*“)

Diese sprachlichen Besonderheiten des Lodzer Deutsch, auf die Effenberger hingewiesen hat, stellen für eine tiefere kontrastive Analyse sicherlich ein anspruchsvolles Material dar, mit dem Ziel, polnische, russische und jiddische Einflüsse weiter zu ergründen.

Den dritten Teil der Publikation bildet ein Kapitel, in dem der Autor einen von seinem Lodzer Landsmann Fritz Weigelt verfassten und 1961 veröffentlichten Artikel anführt. Hier werden die Begriffe „Lodzermensch“ und „Lodzerdeutsche“ aus der Sicht eines Historikers und Ethnologen erläutert. Dabei wird der Aspekt der soziologischen Verschiedenheiten unter den Einwohnern von Lodz des 19. Jahrhunderts und die politische Haltung der Lodzer Deutschen betont.

Alle hier angebrachten Argumente sprechen dafür, dass der Begriff „Lodzermensch“ kein einheitlicher Begriff ist, wodurch die allgemein geltende, von Władysław Reymont in seinem Roman „Das gelobte Land“ geprägte Vorstellung, d.h. ein Lodzer, der sich durch Fleiß, Ausdauer und Unternehmergeist auszeichnet, nicht abgeschafft wird. Im Gegenteil, dem Typ des Lodzermenschen werden hier noch weitere positive Eigenschaften zugeschrieben: Toleranz, große Anpassungsfähigkeit, und im Zusammenleben mit Nachbarn - ihrem Volkstum und Glauben treu. Polen, Deutsche und Juden haben sich religiös, geistig und sprachlich voneinander sehr unterschieden. Die drei Volksgruppen gehörten verschiedenen Welten an und strebten unterschiedliche Ziele an. Trotzdem lebten sie und wirkten nebeneinander. Und dass sich aus diesen Unterschieden eine gemeinsame Sprache entwickelte, war nach Weigelt nicht verwunderlich. Das „Lodzerdeutsch“ habe sogar seines Erachtens die Chance gehabt, „eine literarische Sonderheit zu werden wie das Kölnische, das Wienerische oder das Berlinerische“.

Die Publikation von Effenberger schließt mit einem sehr reflexiven Text von Alfred Döblin, der witzig, aber vor allem gefühlsvoll über die Deutschen in Lodz 1925 in seinem Reisebericht schrieb.

Im Nachwort von Max v. Schenkendorf wird betont, dass die Lodzer Umgangssprache „mit der schicksalhaften Flucht und Vertreibung des deutschen Bevölkerungsteils aus Polen 1945“ zwar endgültig verstummt, aber als kulturelles Erbe der deutschen Volksgruppe aus Polen und ihrer Vorfahren nicht verschwinden wird, solange Veröffentlichungen zu diesem Phänomen erscheinen (S. 59).

Damit sei an dieser Stelle besonders betont, dass die bisherigen Publikationen zu dieser Frage, die Lücke in diesem Bereich nicht gefüllt haben. Die Lodzer Mundart bedarf nämlich einer tiefgreifenden Analyse. Auf der einen Seite müssten dialektale Einflüsse nachgewiesen und systematisiert werden. Auf der anderen Seite ist es möglich, auf der Grundlage der bisherigen umfangreichen kontrastiven Untersuchungen zu Deutsch, Polnisch und Russisch, morphologische, syntaktische und lexikalische Besonderheiten des Lodzer Dialekts nach bestimmten grammatischen Kategorien und Paradigmen zu

ordnen. Unseres Wissen nach ist im Rahmen eines Projekts, das an der Universität Lodz von Germanisten, Ethnologen und Soziologen gerade vorgenommen worden ist, ein Beitrag zum Lodzer Deutsch im Sinne einer sprachlichen Analyse vorgesehen.

Edmund Effenberger hat mit seiner Publikation über die Sprache der Lodzer Deutschen – nach Oskar Kossmann und kleineren Beiträgen in der Vergangenheit - der Wissenschaft die Möglichkeit geschaffen, das einst Selbstverständliche weiter zu erforschen und zu pflegen, damit – wie er schreibt- „es der Nachwelt zugänglich bleibt“.

Aleksandra Czechowska-Błachiewicz (Łódź)

*Robert Piotrowski, Spotkania z historią: Gmina Santok = Treffen mit der Geschichte: Gemeinde Zantoch. Santok 2010. 96 S. zahlr. Abb. ISBN: 978-83-927055-2-9*

*Ders., Spotkania z historią: Trzciel = Treffen mit der Geschichte: Tirschtiegel. Trzciel 2011. 88 S., zahlr. Abb. ISBN: 978-83-927127-4-9*

Die regionalgeschichtliche Beschäftigung mit den ehemals deutschen Ostgebieten hat nach 1945 verschiedene Phasen durchlebt. Auf deutscher Seite überwog spätestens, als sich abzeichnete, dass es zu keiner Rückkehr der einstmals dort ansässigen Bevölkerung kommen würde, die Resignation verbunden mit dem Wunsch, den Status ante quo, d.h. vor 1945, für die Kinder- und Enkelgeneration zu dokumentieren. Es entstand das Genre des Heimatbuchs, dem vor kurzem Jutta Fähndrich eine vielbeachtete Monographie gewidmet hat. In Polen dagegen verlief der politische und kulturelle Aneignungsprozess schleppend. Bis in die 1980er Jahre überwogen Darstellungen, die einseitig den polnischen Anteil an der Geschichte hervorhoben.

Angesichts des Fehlens einer starken Landsmannschaft einerseits und der peripheren Lage im polnischen Staat mit relativ dünner Besiedlung andererseits gehörte Ostbrandenburg, das nun als Teil des Ziemia Lubuska verstanden wurde, zu den regionalgeschichtlich besonders benachteiligten Gegenden. Erst nach der politischen Wende von 1989 etablierten sich in Polen wie Deutschland diverse heimatkundliche Projekte, etwa in Königsberg (Chojna) oder Küstrin (Kostrzyn), besonders aber in Vietz (Witnica), wo der Lokalhistoriker Zbigniew Czarnuch seit vielen Jahren ein privates Geschichtsmuseum betreibt.

Zu den polnischen Historikern, die sich besonders mit der Geschichte von Landsberg an der Warthe (Gorzów Wielkopolski) und Umgebung befasst haben, gehört Robert Piotrowski. Seiner Initiative und der der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg ist es zu verdanken, dass nun zwei Bildbände der neuen Reihe „Spotkania z historią / Treffen mit der Geschichte“ vorliegen.

Die beiden Bände bestechen durch die hohe Qualität ihrer grafischen Ausstattung. Sowohl was Farbe und Papier als auch was die Auswahl der Karten, Fotos und sonstiger Bilddokumente angeht, werden hier Maßstäbe gesetzt, an denen sich ähnliche Projekte messen lassen müssen. Hinzu kommt, dass sich

beide Darstellungen nicht in Hochglanzpräsentationen erschöpfen, sondern auch inhaltlich interessante Anregungen bieten, etwa wenn Piotrowski der Geschichte der Burg Zantoch nicht nur aufgrund ihres touristischen, sondern auch ihres politischen und historiographischen Gehaltes als deutsch-polnischem Zankapfel nachgeht. Ebenso souverän ist die Einordnung der Orte in den regionalen geographischen, wirtschaftlichen und kulturellen Kontext. Enttäuschend ist lediglich, dass der historische Bruch des Jahres 1945 im Band über Zantoch so wenig thematisiert wird. In der Darstellung verschwinden die Deutschen quasi über Nacht, die evangelischen Kirchen werden katholisch und plötzlich sind Polen da. Mittlerweile sollte die Zeit so weit vorangeschritten sein, dass man Flucht und Vertreibung ohne größere Emotionen präsentiert. In Bezug auf Tirschtiegel scheint das dagegen überhaupt kein Problem gewesen zu sein, wie sich der ganze Band überhaupt als einführendes Kompendium in die Stadtgeschichte lesen lässt. Der einzige Punkt, bei dem der Rezensent gerne etwas mehr erfahren hätte, ist die Frage der Streitigkeiten innerhalb der evangelisch-lutherischen Kirche der Zwischenkriegszeit. Zu loben ist dagegen, dass alle abgedruckten Quellentexte zweisprachig zu sehen sind, wenngleich die Übersetzung stellenweise etwas holprig geraten ist. Weitere Bände in der Reihe sollen folgen.

Markus Krzoska (Gießen)